Abriss einer Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren.

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

hohen philosophischen Fakultät

der

Vereinigten Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg

vorgelegt von

Johannes Müller

aus Königsberg i. Pr.

Halle a. S.

1911.

Referent: Herr Geheimrat Prof. Dr. Conrad.

Meiner Mutter.

Inhaltsverzeichnis.

I. Kapitel.

Als der Mensch anfing, der Natur mit Bewußtsein gegenüberzutreten, hatte er nichts als seine beiden Arme, um der Natur das abzuringen, was er für sein Leben nötig hatte. Aber in diesem steten Kampfe lernte er; und alle Vorteile, mögen sie nun in Kenntnissen, Fertigkeiten oder schon in der Umformung und praktischen Anwendung der von der Natur gebotenen Gaben bestanden haben, die sich eine Generation anzueignen gewußt hatte, gingen über auf ihre Kinder und Kindeskinder, jeder tat sein Teilchen dazu. Aller Anfang war natürlich schwer, oder die ersten Errungenschaften waren die mit der meisten Arbeit erkauften. Aber mit der fortschreitenden Ausdehnung der Arbeitsteilung lohnte sich die Arbeit, die neue Hilfsmittel zum Ziele hatte, immer reicher, und jeder Erfolg trug bereits den Keim zu einem neuen in sich. Alle diese Erzeugnisse der Arbeit nun, die sich im Eigentum des einzelnen Menschen befinden, und die er dazu verwendet, um sich bei der Schaffung neuer Güter Arbeit zu sparen, faßt die Wissenschaft unter dem Namen des neben Natur und Arbeit dritten Produktionsfaktors „Kapital" zusammen. Wohl ist es leicht einzusehen, daß sich auf diese drei Produktionsfaktoren die gesamte Güter- und Werterzeugung zurückführen läßt, aber wenn wir es nun versuchen wollten, auch in Wirklichkeit bei einem einzelnen Gegenstande die Anteile auszurechnen, man würde nicht weit kommen [1]. Denn nicht allein, daß unser heutiges Wirtschaftssystem zu kompliziert ist, als daß man die Wirksamkeit jedes Produktionsfaktors genau feststellen könnte, es sind noch so viele andere Faktoren in Rechnung zu ziehen, die an und für sich nicht produktiv sind, aber doch die Gütererzeugung stark beeinflussen, wie wir es bei Mill näher kennen lernen

[1]) Vgl. Mill, S. 26 dieser Arbeit.

werden; und so ist es gut verständlich, daß unsere auf das Praktische gerichtete Zeit diesen theorethischen Betrachtungen keinen rechten Wert mehr beimißt und sie vernachlässigt hat, ob zum Vorteile der Nationalökonomie, die, wie die meisten anderen Wissenschaften sich in Einzelheiten zu verlieren droht, muß dahingestellt bleiben.

Was heißt nun, um uns im Anschluß hieran auch über den Begriff der Produktionsfaktoren, denen unsere kleine Abhandlung gewidmet ist, klar zu werden, „produzieren"?

Die älteste Antwort auf diese Frage finden wir bei den Physiokraten, die darunter das Neuschaffen von Stoffen verstehen[1]). Es ist daher der Vorrang, den sie der Landwirtschaft als dem einzigen Gewerbe zuschreiben, das diese Eigenschaft haben soll, leicht erklärlich. Aber schon ein geringes Nachdenken wird zeigen, daß diese Definition der Produktion zurückzuweisen ist. Wir können zu dem von Anfang an vorhandenen Stoff und Kraft nicht das geringste hinzutun und ebensowenig etwas von ihm fortnehmen; das einzige, was wir können, ist, die von der Natur gelieferten Stoffe und Kräfte für unsere Zwecke umzuformen und brauchbar zu machen, und eine nähere Überlegung wird zeigen, daß sich Landwirtschaft und Industrie hierin völlig gleich stehen. Der Bauer pflügt und eggt den Boden und bringt ihn dadurch in eine lockere Lage, er düngt ihn mit den Salzen, die er etwa nicht mehr in ausreichender Menge haben sollte, und legt den Samen in den sorgfältig zubereiteten Boden. Die Natur verwandelt dann im Laufe des Sommers die mineralischen Stoffe, die im Boden enthalten sind, in vegetabilische, ein Vorgang, den wir Wachstum der Pflanzen nennen. Und so können wir in der Landwirtschaft jedes beliebige Beispiel vornehmen, immer wird sich dasselbe Bild zeigen: Umwandlung von Stoffen, die für den Menschen nicht unmittelbar brauchbar sind, in solche, die diese Eigenschaft haben. Und wie sieht es in der Industrie aus? Sie formt beispielsweise einen Klumpen Roheisen, mit dem an und für sich nichts anzufangen ist, in eine Maschine um, einen Haufen Wolle in Kleidungsstücke usw. Der Handel schließlich nimmt zwar keine Veränderungen mehr an dem Produkte vor, aber er gibt ihm, ganz allgemein gesprochen, als Ganzem diejenige Lage, in dem es die beste Verwendung findet, er schafft es dorthin, wo es gebraucht wird.

Wir bemerken also: was für eine Tätigkeit wir auch immer heraus-

---

[1]) Brentano, Der Unternehmer, in den „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen", Jahrgang 29, Heft 1, S. 1ff.

greifen, ob Landwirtschaft, Handel oder Industrie, eine Neuschaffung von Stoffen und Kräften findet nie statt, sondern nur in einem Umwandeln besteht unsere Arbeit, und nun ist es von dem Begriff des Arbeitens zu dem des Produzierens nur noch ein kleiner Schritt, wenn wir das, was wir eingangs als herrschende Auffassung von der wirtschaftlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes kurz angeführt hatten, im Auge behalten: fördert die menschliche Arbeit bei dieser Umwandlung von Stoffen und Kräften mehr neue Werte zu Tage, als ursprüngliche bei diesem Prozeß vernichtet werden, dann ist sie produktiv; also nicht ein Schaffen von neuen Werten, sondern von mehr Werten, als vorher vorhanden waren, ist das maßgebende.

Aber ehe wir zu dieser richtigen Überzeugung durchgedrungen sind, hat es viele Kämpfe gekostet, und vor allem die ältere Zeit, zu deren Schilderung wir nunmehr übergehen wollen, zeigt, welche Unklarheit selbst bei den hervorragendsten Gelehrten über diese Grundprobleme unserer Wissenschaft geherrscht hat.

II. Kapitel.

Die Merkantilisten und Physiokraten (Turgot).

Wie die ganze Wissenschaft der Nationalökonomie erst neueren Datums ist, so brauchen wir auch nicht allzuweit zurückzugehen, um an den Anfang der Lehre von den Produktionsfaktoren zu gelangen. Wenn wir von den Schriftstellern des Altertums und Mittelalters absehen, die in anderem Zusammenhange nur gelegentlich das Wirtschaftsleben, und auch dann bloß Einzelfragen, insbesondere aktuelle Fragen berühren, so sind die Merkantilisten die ersten, die den Anspruch erheben können, ein geschlossenes System geschaffen zu haben. Aber für uns sind sie nur von geringer Bedeutung; sie bleiben zu sehr an der Oberfläche haften, es ist ihnen noch nicht bewußt gewesen, daß sich die Wirtschaft eines Volkes organisch aufbaut, daß all die einzelnen, sich scheinbar widerstrebenden Erscheinungen sich auf ein und dieselben letzten Ursachen zurückführen lassen müssen; sie verwechselten bei ihrer Handelsbilanztheorie Ursache und Wirkung und glaubten mit äußerlichen staatlichen Maßnahmen das korrigieren zu können, was seine inneren Gründe hatte. Wir würden ihnen daher

Gedanken zuschreiben, die sie nie gehabt haben, wollten wir ihre Anschauungen in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen.

Erst der Physiokratismus hat eine vollentwickelte Produktionslehre, und wir wollen den Fundamentalsatz, auf den sich alles andere aufbaut, an die Spitze unserer kurzen Darlegung setzen und dann die Beweisführung untersuchen, mit der Turgot, wohl der Hauptvertreter des wissenschaftlichen Physiokratismus, ihn zu stützen sucht.

Er lautet: Es gibt nur zwei Produktionsfaktoren: Grund und Boden und menschliche Arbeit, und nur eine Vereinigung beider kann Güter neu hervorbringen. Wir finden diesen Satz bei Turgot allerdings nicht in dieser Schärfe und Kürze ausgedrückt, aber es läuft auf dasselbe hinaus, wenn er schreibt[1]: „Was die Arbeit des Landmannes außer dem zur Deckung seiner persönlichen Bedürfnisse Nötigen der Erde abgewinnt, bildet die einzige Grundlage der Entlohnung, die alle anderen Glieder der Gesellschaft im Tausch für ihre Arbeit erhalten.“ Und nun der Beweis: Seiner Meinung nach hat jedes Volk in dem Augenblick, wo es zum Ackerbau überging und damit seßhaft wurde, einen für alle Individuen ausreichenden Grund und Boden gehabt[2]. Alle gaben sich ohne Ausnahme der Landwirtschaft hin, und wenn auch infolge der Verschiedenheit des Bodens allmählich eine gewisse Arbeitsteilung und Austausch von Produkten sich entwickelt haben wird, so war es doch immer nur ein Austausch von Naturprodukten[3]. Aber lange kann dieser primitive Zustand nicht gedauert haben, — „lange“ natürlich nur im Vergleich zur ganzen Geschichte eines Volkes —, die Bedürfnisse der Menschen verfeinerten sich, und es überstieg allmählich die Kraft des Einzelnen, außer der Bebauung seines Landstückes auch noch alle seine übrigen Bedürfnisse zu befriedigen, mit anderen Worten: Es bildete sich eine Handwerkerklasse, die es übernahm, die vom Landmann gelieferten Rohstoffe zu veredeln und dafür von diesem seinen Lebensunterhalt empfing[4]. „Wir sind hiermit“ sagt Turgot, „von der ersten zur zweiten Stufe des Tauschverkehrs aufgerückt, zum Austausch von Arbeit gegen Produkte“. Es muß scharf betont werden, daß Turgot diese Entwickelung selbständiger stoffveredelnder Gewerbe nicht einer

---

[1]) Turgot, Betrachtungen über die Bildung und Verteilung des Reichtums. Übers. von Dorn, Jena 1903, § 5 (S. 5) Mitte.

[2]) Ders., a. a. O., aus § 10 (S. 8) und § 4 (S. 4) leicht ersichtlich.

[3]) Ders., a. a. O., § 2 letzter Abs. (S. 2).

[4]) Ders., a. a. O., § 4 (S. 4).

zu starken Vermehrung der Bevölkerung zuschreibt, die es dahin gebracht hätte, daß die Ackerlose für den Einzelnen zu klein geworden wären, sondern er behauptet [1]): „alle Welt hätte bei dieser Einrichtung gewonnen, weil jeder, indem er sich einer einzigen Art der Arbeit widmete, damit viel besser fortkam". Hier tritt der Fehler, den die Physiokraten mit der Ausschaltung des Kapitals aus der Reihe der Produktionsfaktoren begangen haben, zutage. Es ist interessant genug, zu beobachten, wie sich hieraus die stärksten Widersprüche in Turgots Abhandlungen entwickeln, um die wörtliche Anführung eines dieser Widersprüche zu rechtfertigen: in § 4 heißt es: „Alle Welt gewann bei dieser Einrichtung" (Austausch von Arbeit gegen Produkte). Dagegen wird gleich in den beiden folgenden Paragraphen der Unterschied der beiden so entstandenen Bevölkerungsklassen: Landwirte und Handwerker, dahin charakterisiert, daß „jene durch ihre Arbeit mehr produzieren, als sie zur Deckung ihrer persönlichen Bedürfnisse nötig haben" [2]), diese dagegen nur soviel, daß sie „gerade ihr Dasein fristen können" [3]). Also: der Bevölkerungsteil, der früher als landbebauender mehr als seinen notdürftigen Unterhalt sich erarbeitet hatte, sieht jetzt seinen Lohn auf das beschränkt, was zu seiner Erhaltung unbedingt notwendig ist; aber es gewinnt doch alle Welt bei dieser Entwickelung? Wie reimt sich das zusammen? Die Tatsache, daß die Menschheit große Fortschritte gemacht hat, liegt klar zutage; in der Beweisführung liegt der Fehler auch nicht, denn es ist ebenso unbestreitbar, daß die Arbeitsteilung die Förderin alles Fortschrittes ist, wie, daß da, wo der Arbeit noch der Grund und Boden als zweiter Produktionsfaktor zu Hilfe kommt, also beim Landbau, mehr Werte erzeugt werden müssen, als da, wo die Arbeit allein wirkt, wie beim Handwerk. Wenn der Fehler aber nicht im Beweise liegt, so muß die Voraussetzung falsch sein, d. h. wir kommen mit den beiden Produktionsfaktoren Natur und menschliche Arbeit allein nicht aus.

Nach dieser kurzen Abschweifung wird es nötig sein, das bisher Gesagte noch einmal kurz in einem Satz zusammenzufassen: Die Physiokraten stellen also die Behauptung auf, daß nur die Vereinigung von Natur und menschlicher Arbeit imstande ist, neue Güter zu schaffen und daß die stoffveredelnden Gewerbe dieses nicht können. Wir haben vorhin die Unhaltbarkeit dieser Behauptung an Turgots

---

[1]) Turgot, a. a. O., § 4, 3. Abs.
[2]) Ders., a. a. O., § 5 (S. 5).
[3]) Ders., a. a. O., § 6 (S. 5).

eigenen Worten nachgewiesen und wollen es uns für später aufsparen, auch wissenschaftlich diese Lehre zu widerlegen, da es, um eine bessere Gesamtübersicht über die physiokratische Produktionslehre zu gewinnen, sich empfehlen wird, jetzt erst die Stellung zu untersuchen, die das Kapital in diesem System einnimmt. Dies Unterfangen ist aber schwieriger, als man es auf den ersten Blick glauben möchte, denn Turgot ist sich über den Begriff des Kapitals noch vollständig im unklaren: wohl spricht er [1]) ganz richtig von einer „Anhäufung der jährlichen Ertragsüberschüsse zum Zwecke der Kapitalsbildung“, aber schon im nächsten Paragraphen [2]) beginnt die Verwirrung, indem er Kapital mit Mobilien identifiziert, eine Verwirrung, die ihren Höhepunkt bei der Lehre vom Zins findet [3]). Hier wird das Kapital mit dem Gelde durcheinander geworfen und ich möchte zur Kennzeichnung einen Satz aus diesem Paragraphen zitieren: „Da das Kapital die unerläßliche Basis eines jeden Unternehmens ist, da das Geld ein Hauptmittel ist, um kleine Gewinne aufzusparen ......, so werden jene, die zwar ...... Arbeitseifer, aber kein Kapital ...... besitzen ......, sich ohne Schwierigkeit dazu entschließen, den Besitzern von Kapitalien oder Geld (man beachte insbesondere die Gleichsetzung von „Kapital“ und „Kapitalien“) ..... einen Teil des Gewinnes abzutreten.“

In den Paragraphen wieder, in denen er von der Bedeutung des Kapitals für Landwirtschaft und stoffveredelnde Gewerbe spricht [4]), deckt sich seine Definition des Kapitals ungefähr mit dem jetzigen Sprachgebrauche der Wissenschaft. Über die Hälfte der Kapitel, fast zwei Drittel der ganzen Abhandlung widmet er der Betrachtung des Kapitals, mißt ihm also eine große Bedeutung bei; und wenn auch eine Betrachtung dieser Ausführungen streng genommen nicht in den Rahmen dieser Arbeit fällt, da es sich hier nach den eigenen Worten Turgots nicht um einen Produktionsfaktor handelt, so kann man doch aus ihnen gut den Fehler erkennen, den der Physiokratismus in der Produktionsfaktorenlehre gemacht hat.

Er betrachtet es als die Aufgabe des Kapitals, die zur Produktion notwendigen Vorschüsse zu leisten, und hier, so sagt er, ist es unentbehrlich [5]). Sowie Ackerbau, Industrie und Handel gegen den Ur-

---

[1]) Turgot, a. a. O., § 51 (S. 35).
[2]) Ders., a. a. O., § 52.
[3]) Ders., a. a. O., § 71.
[4]) Ders., a. a. O., §§ 53, 54, 60, 61. 63, 67, 71, 72.
[5]) Ders., a. a. O., § 53.

zustand des Nebeneinanderlebens der Menschen auch nur den geringsten Fortschritt gemacht haben, kann kein Gewerbe ohne eine Anzahl von Werkzeugen und eine Menge von Lebensmitteln, die den Arbeiter bis zur Fertigstellung des Produktes seiner Arbeit zu unterhalten haben, in Angriff genommen werden. Hiermit kann man sich ohne weiteres einverstanden erklären, wenn es auch nur die eine Gattung des Kapitals, das sogenannte „umlaufende“ ist, welches diese Aufgabe zu erfüllen hat.

Nun kommt aber die von jeder Abhandlung über das Kapital untrennbare Lehre vom Zins, die natürlich, da ja Turgot die Produktivität des Kapitals verneint, ganz andere Resultate ergeben muß, als sie heute allgemein anerkannt sind. Auf verschiedene Art und Weise, so heißt es in den §§ 59—75 der „Betrachtungen“, kann man Kapital — ob hier Kapital im eigentlichen Sinne gemeint ist oder Geld, läßt sich nicht recht erkennen, nach § 59 und 71 setzt er beides gleich — nutzbringend anlegen.

Erstens: man kauft sich dafür ein Grundstück [1]), welches in Gestalt der Bodenfrüchte eine jährliche Rente liefert. Zweitens: man kann es in gewerblichen oder industriellen Unternehmungen anlegen [2]) (ich lasse die landwirtschaftlichen Unternehmungen, die in diesem Zusammenhange ebenfalls angeführt sind, um der klaren Gegenüberstellung willen fort). Diese letztere Kapitalsanlage muß ihm genau soviel einbringen, als wenn er sich für dasselbe Geld ein Grundstück gekauft hätte, denn kein Mensch wird so töricht sein, bemerkt Turgot ganz richtig, ein Kapital nicht so anzulegen, daß es die größtmöglichsten Erträge bringt. Man beachte nun die Inkonsequenz, die in dieser Behauptung liegt: bei Kapitalsanlage I wirken zwei Produktionsfaktoren zusammen: Grund und Boden und eine gewisse Summe menschlicher Arbeit, sie bringen im Laufe eines Jahres Güter im Werte von x hervor. Bei Anlage II wirkt ebenfalls zweierlei zusammen: dieselbe Summe Arbeit und das nichtproduktive Kapital, und sie bringen ebenfalls Güter im Werte von x hervor. Die einfachste Regeldetrie ergibt doch bei den beiden Gleichungen

$$x \cdot y = z$$
$$a \cdot y = z$$

daß x gleich a sein muß, daß also Kapital genau so produktiv sein muß, als Grund und Boden. Turgot unterläßt es aber, diesen letzten

---

[1]) Turgot, a. a. O., § 59 (S. 40).
[2]) Ders., a. a. O., § 60 (S. 41).

Schluß zu ziehen und so kommt er bei der Kapitalsanlage, die er als dritte Möglichkeit hinstellt[1]), dem Ausleihen auf Zins, in arge Schwierigkeiten; denn wie ist es zu erklären, daß jemand Zinsen verlangen kann für eine Geldsumme, die doch gar nicht imstande ist, diese Zinsen wieder einzubringen, da ihr ja jede Produktivität mangelt? Und diese unsere Spannung nach der Lösung des Rätsels wird vermehrt, wenn wir lesen[2]): „Der Preis des Darlehns ist keineswegs, wie man sich wohl einbilden könnte, auf den Gewinn gegründet, den der Entleiher mit dem Kapital, dessen Benutzung er kauft, zu machen hat.“ Und nun kommt im § 74 die Antwort, die eigentlich gar keine Antwort ist: „Der Verleiher ist berechtigt den Darlehenszins zu fordern einzig aus dem Grunde, weil sein Geld ihm gehört. Er ist ja nicht verpflichtet es auszuleihen; tut er es dennoch, so kann er es unter den Bedingungen tun, die ihm passen.“ Die Unzulänglichkeit dieser Erklärung tritt sofort klar zutage, wenn wir die entsprechende Parallele beim Grund und Boden ziehen: der Verpächter von Grund und Boden wäre demnach berechtigt, doppelte Pacht zu fordern, erstens weil das verpachtete Grundstück Früchte bringt, zweitens weil es ihm gehört. Es müßte demnach die Anlage von Kapital in Grund und Boden rationeller sein, als die Anlage derselben Summe in gewerblichen Unternehmungen, da letztere bloß den Zins bringen, der aus dem Eigentumsrechte entspringt, während ersterer außerdem noch die Bodenprodukte hervorbringt. Aber dem widerstreitet wieder das, was er in den §§ 84—86 ausführt, nämlich: daß es nur die verschieden große Summe von Arbeit, die die einzelnen Anlagen erfordern, und das ungleiche Risiko sind, die das angelegte Kapital je nachdem mehr oder weniger tragen lassen.

Noch näher auf Turgots Lehren vom Kapital einzugehen, erübrigt sich, denn wie wir sehen, häuft sich schon in den grundlegenden Sätzen Widerspruch auf Widerspruch; und wenn die Grundlagen falsch sind, so ist das, was auf ihnen aufgebaut ist, erst recht unhaltbar.

Interessant ist seine Wertlehre, auf die ich noch einen kurzen Blick werfen möchte. Wenn er auch noch keine reinliche Scheidung zwischen Wert und Preis trifft, so läßt sich doch erkennen, daß er die Dringlichkeit des Bedürfnisses als den Hauptfaktor ansieht[3]),

---

[1]) Turgot, a. a. O., § 72 (S. 53).

[2]) Ders., a. a. O., § 73.

[3]) Ders., a. a. O., § 33 (S. 23).

durch den das Werturteil des Menschen gebildet wird. Obgleich dieses eigentlich nicht zu unserem Thema gehört, so ist doch die Anführung dieser Tatsache von Bedeutung für die Vergleichung späterer Theorien, bei denen der Wert in unmittelbare Abhängigkeit von der Produktion gebracht wird. Turgot ist aber sicher auf dem richtigen Wege, denn der Wert ist es, der die Produktion bestimmt, und nicht umgekehrt, wie wir es z. B. bei Karl Marx finden werden, der den Wert einer Sache allein nach der Summe der zur Herstellung verwandten Arbeit berechnen will. Allerdings verfällt auch Turgot der Einseitigkeit, indem er das Bedürfnis als das allein maßgebliche hinstellt.

Kritik.

Die beiden Hauptfehler, an denen die physiokratische Produktionslehre krankt, sind leicht einzusehen. Einmal sind sich die Physiokraten über den Begriff der „Produktion“ nicht klar gewesen. Sie verstanden unter „produzieren“ ein Hervorbringen von neuen Gütern, während es doch in Wirklichkeit nichts anderes heißt als: Umformen von vorhandenen Stoffen in der Art, daß dabei ein Überschuß von Werten erzielt wird. Zu dem einmal vorhandenen Stoff und der einmal vorhandenen Kraft können wir nicht das geringste hinzutun oder davon wegnehmen. Und darin liegt der zweite Irrtum der Physiokraten, daß sie annahmen, die Landwirtschaft bringe neue Produkte hervor; auch sie formt nur die im Boden vorhandenen Stoffe und Kräfte um.

Auf Grund dieser beiden Irrtümer ist es selbstverständlich, daß die Physiokraten dem Kapital keine Produktivität zuschrieben, und in Anbetracht dessen, daß über diese beiden soeben richtig gestellten Tatsachen auch heute noch lange nicht allgemein die wünschenswerte Klarheit herrscht, werden wir nur gut tun, wenn wir nicht, wie es leider häufig geschieht, mit geringschätzender Überlegenheit auf den Physiokratismus als einen längst überwundenen Standpunkt herabsehen. Wir können dies um so eher tun, als auch Adam Smith, den wir im folgenden Kapitel einer näheren Untersuchung unterziehen wollen. trotzdem er diese beiden Grundfehler wohl erkannt hat, nur mit größter Hochachtung von Quesnay, Turgot und ihren Anhängern spricht.

III. Kapitel.

Adam Smith.

Adam Smith leitet die dritte große Periode in der Geschichte der neueren Nationalökonomie ein: die Periode des Individualismus. Wenn sie schon für jene eine Zeit des höchsten Aufschwungs bedeutet, deren Schwächen erst spät erkannt und überwunden wurden, so bildet sie für die Geschichte der Theorie von den Produktionsfaktoren schlechthin den Höhepunkt, da, wie ich schon in der Einleitung bemerkte, unsere Zeit nur mehr wenig Wert auf diese theoretischen Betrachtungen legt.

Smith beginnt seine Untersuchung mit dem Urzustande der Menschheit, wo ein jeder von seiner eigenen Arbeit lebt, noch nicht von anderen abhängig ist, sondern sich alle Bedürfnisse selbst befriedigt. Das letzte ist ihm das Wichtige, worauf es ankommt, daß die Wirtschaft einer größeren Zahl von Menschen in dieser Entwickelungsphase aus einer Summe von sich selbst genügenden Einzelwirtschaften besteht [1]). Ob diese Wirtschaft nun mit Kapital betrieben wird oder ohne ein solches, und welche Produktionsfaktoren bei der Erzeugung von Gütern, die natürlich damals auch schon stattgefunden hat, beteiligt waren, ist ihm vollständig Nebensache. „Jedermann sucht durch eigene Arbeit seine gelegentlichen Bedürfnisse zu befriedigen.“ Smith begnügt sich also darauf hinzuweisen, daß die Arbeit zu jeder Gütererzeugung unbedingt notwendig ist und sieht von der Aufstellung irgendeiner weiteren Behauptung oder eines Gesetzes ab.

Vollständig anders wird dagegen das Bild mit der Ausbildung der Arbeitsteilung und des Austausches der von den einzelnen Individuen angefertigten Gegenstände untereinander. Als Voraussetzung hierfür sieht er die Anhäufung eines gewissen Vorrats von Lebensmitteln und Werkzeugen an [2]). Denn da ein Gut erst dann gegen ein anderes ausgetauscht werden kann, wenn es fertiggestellt ist und einen Käufer gefunden hat, so muß derjenige, der es herstellt, in der Zwischenzeit mit allem Nötigen versorgt sein, mit anderen Worten er muß sich vorher ein hinreichendes Kapital angesammelt haben, ehe er daran gehen kann,

---

[1]) Adam Smith, Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Volkswohlstandes. Uebers. von Stöpel, Berlin 1878. II. Buch, Kap. 1 S. 1: „wo . . . . jedermann sich alles selbst verfertigt.“

[2]) Ders., a. a. O., II, 2.

eine Sache herzustellen, von deren Austausch er sich einen besonderen Vorteil verspricht. Je ausgebildeter diese Arbeitsteilung wird, desto mehr Vorräte sind naturgemäß nötig, oder, indem wir den ganzen Satz umkehren, je mehr Vorräte angesammelt sind, desto mehr kann die Arbeitsteilung, die im Anfangsstadium der Gemeinschaftswirtschaft sicher die mächtigste Förderin des Fortschrittes war, vor sich gehen. Nun ist es aber leicht einzusehen, daß der Mensch, wenn er sich dauernd mit einer ganz bestimmten Tätigkeit beschäftigt, in dieser Tätigkeit eine größere Geschicklichkeit sich aneignet [1]), als wenn er sich abwechselnd auch noch anderen zur Befriedigung seiner Bedürfnisse nötigen Beschäftigungen hingeben müßte. Er kann also, da er dies nicht zu tun braucht, mit demselben Aufwand von Arbeit eine größere Anzahl von Gütern herstellen, oder um es wieder anders auszudrücken: er kann sein Kapital intensiver vermehren wie früher. Wir sehen: es ergibt sich so eine Wechselwirkung von Arbeit und Kapital, die sich beide gegenseitig fördern und vermehren, eine Wirkung, die aber deshalb nicht ad infinitum fortgesetzt werden kann, weil die Arbeitsteilung nur bis zu einem gewissen Grade die oben ausgeführten vorteilhaften Wirkungen hat, wie wir denn auch in der letzten Zeit an dieser Grenze angekommen zu sein scheinen. Wenigstens macht sich ganz allgemein der Umschwung bemerkbar, sowohl die einzelnen Betriebe in einer Hand zu vereinigen, als auch in der Verteilung der Arbeit an die einzelnen Arbeiter nicht mehr weiterzugehen.

Doch nach dieser kurzen Abschweifung zurück zu unserem Thema: je fleißiger ein Volk ist, d. h. je größer das Verhältnis der arbeitenden Personen zu den nichtarbeitenden ist, desto größer wird der Wohlstand des Volkes sein. Aber Smith erkennt sofort, daß dieses Gesetz in der eben ausgesprochenen allgemeinen Form nur für die ersten Anfänge der Arbeitsteilung gültig sein kann, und daß nach und nach eine solche Differenzierung in der Arbeit eingetreten ist, daß sich eine Modifizierung als nötig erweist. Und so teilt er die Arbeit, abgesehen davon, daß sie von verschiedener Intensität sein kann, in zwei Gruppen: produktive und unproduktive Arbeit [2]); produktiv ist sie dann, wenn sie dem von ihr verarbeiteten Materiale noch einen neuen Wert hinzufügt, unproduktiv, wenn sie diese Eigenschaft nicht hat.

---

[1]) Smith, a. a. O., I, 11.
[2]) Ders., a. a. O., II, 80 ff.

Das nötigt uns kurz darauf einzugehen, aus welchen Bestandteilen nach Adam Smith der Wert einer Sache bestehen kann.

Seine Wertlehre ist leider nicht unbestritten klar. Fast allgemein sehen wir die Anschauung vertreten, daß er die Arbeit als einzigen Wertfaktor ansähe. Darauf stützten nicht nur die Sozialisten [1]) ihr ganzes System, auch unbedingte Gegner von Rodbertus und Marx sprechen dieselbe Annahme aus [2]), und die Worte des Adam Smith im 5. Kapitel des ersten Teiles scheinen dem Recht zu geben. Sehen wir uns aber im 6. Kapitel seine Preislehre der kapitalistischen Produktion näher an, so steigen uns doch Bedenken auf, ob Adam Smith den Satz, daß die Arbeit der alleinige Wertfaktor sei, so unbedingt allgemein gültig hingestellt haben will [3]). Wie gesagt, unzweideutig klargestellt ist die Frage nicht; wenn wir aber erwägen, daß Preis und Wert volkswirtschaftlich aufgefaßt zusammenfallen [4]), und auch Adam Smith im 5. Kapitel des ersten Buches Wert und Preis als wesensgleich behandelt, so möchten wir uns doch für folgende Auffassung der Wert- oder Preislehre des Adam Smith entscheiden:

In der allerersten Zeit des Tauschverkehres, wo Grund und Boden noch nicht Privateigentum waren und die Werkzeuge leicht zu beschaffen, war die Arbeit der einzige Wertmesser, der durch alle Zeiträume hindurch den gleichen Wert behielt [5]). Nach ihr wurde also der Wert eines jeden auf den Tauschmarkt gebrachten Gutes abgeschätzt, wobei natürlich auch der verschiedene Grad der Intensität zur Geltung kam. Als aber der Grund und Boden in Privateigentum überging, da verlangte [6]) sein Besitzer von demjenigen, den er auf seinem Grundstück arbeiten ließ, einen Teil seines Lohnes als Bezahlung für die Erlaubnis, sein Eigentum zu benutzen. Und eben dasselbe trat ein, als sich der Stand der Kapitalisten herausbildete, der es als Erwerbsgeschäft betrieb, andere mit den in ihrem Eigentum

---

[1]) Marx, Das Kapital, herausgeg. von Engels, Hamburg 1890: I, 13 Fußnote.

[2]) Z. B. Conrad, Politische Ökonomie 1, Jena 1907, S. 16, vgl. aber I, 333. v. Schullern-Schrattenhofen, Die Lehre von den Produktionselementen und der Sozialismus, in Conrads Jahrb. f. Nat. Ök. u. St. N. F. X. Bd., 1885, S. 307.

[3]) Smith, a. a. O., I, 59: „Die Arbeit *mißt* den Wert . . . (der Rente und des Gewinnes). Also ist doch nur die Arbeit nicht einziger Wert**faktor** sondern bloß Wert**messer.**

[4]) Conrad, a. a. O., I, 18.

[5]) Smith, a. a. O., I, 41.

[5]) Ders., a. a. O., I, 68.

stehenden Werkzeugen und Maschinen arbeiten zu lassen. Auch sie verlangten von den Arbeitern dafür, daß sie in ihren Werkstätten Gelegenheit fanden, sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, eine Gewinnabgabe [1]). Diesen Profit des Grundbesitzers nennt Smith „Grundrente“ oder bloß „Rente“, während er denjenigen des Kapitaleigentümers mit „Kapitalgewinn“ oder einfach Gewinn bezeichnet. So ist es ganz allmählich, mit allen Übergängen selbstverständlich, dahin gekommen, daß der Wert eines jeden Gutes im allgemeinen sich aus drei Bestandteilen zusammensetzt: Rente, Gewinn und Arbeitslohn [2]).

Aber nicht jede Arbeit, und damit kehren wir zu unserem Hauptgedankengang zurück, schafft neue Werte. Nach seiner beliebten Methode führt Smith zum Beweis ein praktisches Beispiel an, um seine theoretischen Behauptungen durch Tatsachen aus dem täglichen Leben zu stützen und unserem Verständnis näher zu bringen. „Es ist ein großer Unterschied“, so sagt er, „ob ein Kapitalist Dienstmädchen oder mit demselben Kapitalaufwande Handwerker beschäftigt. Diese fügen allen Dingen, an denen sie zu arbeiten haben, neue Werte hinzu, während jene auch nach jahrelanger Tätigkeit ihrem Dienstherrn nicht nur keine neuen Werte geschaffen, sondern ihn vielmehr eine große Menge Kapitalien gekostet haben, alle ihre Arbeit ist unproduktiv gewesen [3]). Smith faßt diesen Begriff der unproduktiven Arbeit sehr weit, indem er z. B. auch der Tätigkeit der Ärzte, Geistlichen und Gelehrten, ja sogar aller Verwaltungsbeamten jede Wertbildung abspricht [4]).

Beim Kapital macht er dieselbe Einteilung: als produktiv bezeichnet er solches, das geeignet ist, durch entsprechende Arbeit neue Werte hervorzubringen, also gewerbliche Anlagen, Maschinen, Werkzeuge, Arbeitslöhne, um es zusammenzufassen: alles in der Landwirtschaft, dem Handel und der Industrie angelegte Kapital. Unproduktiv ist dagegen alles Kapital, das diese Eigenschaft neue Werte zu schaffen, nicht aufweisen kann [5]). Hierher fallen also sämtliche Kapitalanlagen für den oben erwähnten unproduktiven Teil der Bevölkerung, ferner für die Wohnhäuser, alle Lebensmittel, weiterhin die große Reihe der Luxuswaren, deren Bestimmung

---

[1]) Smith, a. a. O., I, 66 f.
[2]) Ders., a. a. O., I, 69.
[3]) Ders., a. a. O., II, 77, 78.
[4]) Ders., a. a. O., II, 79.
[5]) Ders., a. a. O., II, 80 ff.

bloß in dem Verbrauchtwerden besteht; wie wir sehen ein stattlicher Teil aller Güter.

Hiermit ist der Einfluß gekennzeichnet, den die drei Produktionsfaktoren Natur, Arbeit und Kapital auf die allgemeine Entwicklung eines Volkes haben: die Natur liefert den Menschen mit ihren verschiedenartigen Kräften das Material, das Arbeit und Kapital in gegenseitiger Verstärkung (oder auch Abschwächung u. U.) verarbeiten. Es ist das Charakteristische bei Adam Smith, daß er die einzelnen Produktionsfaktoren nicht voneinander abstrahiert und sich bemüht, den Anteil eines jeden von ihnen genau festzustellen und auszurechnen, daß er sie vielmehr als gemeinsam beteiligt an der Produktion der Güter hinstellt. Alle drei beeinflussen nicht nur den Produktionsprozeß, sondern auch sich selbst untereinander, wie wir es namentlich bei dem wechselseitigen Verhältnis zwischen Arbeit und Kapital gesehen haben.

Kritik.

Zur verbessernden Kritik des Adam Smith ist nur weniges von geringer Bedeutung zu sagen. Er hat der Produktionslehre, von Einzelheiten abgesehen, in ihren Grundzügen diejenige Gestalt gegeben, die sie noch heute hat, vor allem hat er dem Kapitale zu seiner ihm gebührenden Stellung als drittem Produktionsfaktor verholfen. Allerdings vermissen wir vielfach bei ihm die notwendige unzweideutige Klarheit, so daß kaum ein Schriftsteller zu soviel Mißverständnissen und Auslegungsstreitigkeiten Anlaß gegeben hat, namentlich wenn sich die Darstellung irgendeiner Smithschen Ansicht nur auf eine einzige Belegstelle stützt. Wir sind deshalb überzeugt, daß nicht alles, was wir hier als Smithsche Theorie hingestellt haben, unbestritten als solche wird hingenommen werden. Aber nach einer Vergleichung und Durcharbeitung sämtlicher, nicht bloß einzelner in Betracht kommender Stellen haben wir uns doch zu der hier dargestellten Auslegung entschlossen.

An all die anderen uns mehr oder weniger widersprechenden Anschauungen längere Erörterungen zu knüpfen, würde zu weit führen, wir möchten darum nur eine besonders scharfe Kritik des Adam Smith eingehender beleuchten, die wir in Böhm-Bawerks „Geschichte und Kritik der Kapitalzinztheorien“ finden und die unseren Ausführungen so direkt entgegenläuft, daß sie eine Widerlegung erforderlich macht. Auf zwei Punkte namentlich bezieht sich Böhm-Bawerks

recht schroffe Verurteilung der Adam Smithschen Kapitalstheorien: erstens auf die Begründung des Kapitalzinses, d. h. auf die Frage, inwiefern das Kapital produktiv sei, und zweitens auf die Quelle, aus der der Kapitalgewinn des Unternehmers stammt. Recht geben können wir Böhm-Bawerk nur darin, daß Adam Smith sich mitunter einer etwas ausführlicheren und deutlicheren Ausdrucksweise hätte bedienen können, um alle Mißverständnisse auszuschließen, aber in der Sache an sich können wir uns mit seinen Einwendungen nicht einverstanden erklären.

Der erste Vorwurf, den er Adam Smith macht, lautet [1]), Smith habe überhaupt keine bestimmte Kapitalzinstheorie aufgestellt, sondern behauptet, der Zins sei nur daraus zu erklären, daß der Kapitalist sonst kein Interesse daran hätte, sein Kapital in der produktiven Beschäftigung von Arbeitern zu verwenden. Aus den von Böhm-Bawerk angeführten Stellen des „Wealth of Nations" läßt sich dem nichts entgegenstellen, er hat aber die Stelle übersehen, in der Adam Smith den wahren Grund des Kapitalzinses, der in der Produktivität des Kapitals liegt, angibt, allerdings sehr kurz und ohne dies näher zu betonen. Diese Stelle findet sich im ersten Kapitel des ersten Buches [2]). Wir meinen die Worte: „Drittens und letztens muß jeder sehen, wie sehr die Arbeit durch Anwendung geeigneter Maschinen abgekürzt wird." — Maschinen hier natürlich im weitesten Sinne des Wortes — [3]). Hierin, in der Erleichterung und Abkürzung der vorher nötig gewesenen Arbeit durch die Maschinen, d. h. des Kapitals, liegt die Begründung des Kapitalzinses. Danach ist es natürlich nur selbstverständlich, daß der Eigentümer des Kapitals für dessen produktive Tätigkeit einen Gewinn erhält. Böhm-Bawerk hat somit den vorletzten Grund für den letzten angesehen und so dem Adam Smith eine Kapitalstheorie zugeschrieben, die auf derselben Stufe wie die Turgotsche stehen würde [4]); die oben aus dem ersten Kapitel zitierte Stelle beweist aber die Unhaltbarkeit seiner Vorwürfe.

---

[1]) v. Böhm-Bawerk, Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien, Innsbruck 1884, S. 81.

[2]) Smith, a. a. O., I, 11 Zeile 20, S. 13 Zeile 19 ff.

[3]) Ders., a. a. O., I, 13.

[4]) Turgot, a. a. O., § 74: „Der Kapitalist kann den Zins fordern aus dem Grunde, weil sein Geld ihm gehört; . . . . nichts verpflichtet ihn es auszuleihen; wenn er es dennoch ausleiht, so kann er es unter jeder Bedingung tun, die ihm paßt." Böhm-Bawerk (Smith) a. a. O., S. 81: „Ein Kapitalgewinn muß existieren, weil sonst der Kapitalist kein Interesse daran hätte, sein Kapital in der produktiven Beschäftigung von Arbeitern zu verwenden."

Ebenso unberechtigt ist die andere Behauptung Böhm-Bawerks, Adam Smith sei sich über die Quelle nicht klar gewesen, aus der der Kapitalgewinn fließt. Wir finden in den „Kapitalzinstheorien" eine Reihe von Zitaten[1]) aus dem „Wealth of Nations", die sich widersprechen sollen, derart, daß die eine Gruppe besagen soll, der Kapitalgewinn sei ein Abzug des eigentlichen Arbeitslohnes, die andere aber, er sei im Preise einer jeden Ware noch außer dem Arbeitslohne enthalten. In den zwei letzten der angeführten Fälle liegt unserer Ansicht nach ein Mißverständnis vor, indem Smith unter „Arbeit" schlechthin Arbeit des Arbeiters + Arbeit der Maschinen verstand, während Böhm-Bawerk aus dem Worte „Arbeit" nur die Arbeit des Arbeiters herauslesen will. Im ersten Fall gibt der Ausdruck: „der Wert, welchen der Arbeiter dem Stoff hinzufügt" zu einem ähnlichen Mißverständnis Anlaß. Denn in dem Wert, den der Arbeiter dem Stoffe hinzufügt, ist doch wohl auch der Anteil des Kapitals mit enthalten, das nur in Verbindung mit menschlicher Arbeit fruchtbar sein kann, während Böhm-Bawerk sich unserer Meinung nach wieder zu streng an den Wortlaut hält. Wie gesagt, einen restlosen Beweis können wir bei der Ungenauigkeit der Smithschen Ausdrucksweise für unsere Annahme nicht führen, aber schon die ersten Sätze des neunten Kapitels des ersten Buches über den Kapitalgewinn[2]) lassen erkennen, daß Adam Smith den Kapitalzins nicht als einen Teil des eigentlichen Arbeitslohnes ansieht, denn bei entgegengesetzter Auffassung würden, wie jeder leicht einsieht, die unten angeführten Sätze sinnlos sein.

Um nun zu Adam Smith selbst zurückzukehren, so möchten wir im einzelnen als die hauptsächlichsten, allerdings die Grundlagen seines Systems nicht berührenden Fehler folgende anführen:

Vor allem fordert unseren Widerspruch die Unterschätzung der geistigen Arbeit heraus. Wenn man auch den praktischen Nutzen der Schauspieler, Musiker, Opernsänger usw., um einige von Smith angeführte Berufsklassen hier zu erwähnen, nicht auf den ersten Blick erkennen mag, obgleich unserer Meinung nach auch diese durchaus

---

[1]) Böhm-Bawerk, a. a. O., S. 82—84.

[2]) Smith, a. a. O., I, 122: „Das Steigen und Fallen im Kapitalgewinn hängt von denselben Ursachen ab wie das Steigen und Fallen im Arbeitslohn ....; aber diese Ursachen berühren den einen ganz anders als den anderen. Das Wachstum des Kapitals, das den Lohn erhöht, wirkt auf Verminderung des Gewinnes."

Diese und ähnliche Sätze lassen deutlich erkennen, daß Adam Smith Arbeitslohn und Kapitalgewinn als zwei völlig voneinander getrennte Begriffe ansieht.

produktive Mitglieder der Gesellschaft sind, so muß es doch großes Erstaunen erregen, daß auch den Geistlichen, Juristen, Ärzten, überhaupt Gelehrten aller Art jede Produktivität abgesprochen wird. Außerdem ist Adam Smith hier eine kleine Inkonsequenz untergelaufen, indem er, um vielleicht diese, auch ihm etwas ungewöhnlich klingende Behauptung abzuschwächen, die oben erwähnten Berufsklassen als „nützlich und edel aber nicht produktiv“ [1]) bezeichnet. Was kann aber „nützlich“ in diesem Zusammenhange anderes bedeuten als „zur Produktion irgendwie beitragend“? Einigermaßen zu erklären ist die Nichtachtung der geistigen Arbeit dadurch, daß er vor dem Zeitalter der Erfindungen gelebt hat. Doch wenn wir auch alle Erfindungen auf naturwissenschaftlichem und technischem Gebiete außer acht lassen, auch die Arbeit der Geistlichen, Ärzte und Juristen hat eine eminente Bedeutung für die gesamte Volkswirtschaft wie für den einzelnen. Der Arzt erhält den Arbeitern ihre Arbeitskraft oder gibt sie ihnen wieder, der Geistliche hat die Aufgabe, der großen Masse des Volkes einen inneren Halt im Kampfe ums Dasein zu geben, wie man auch über die tatsächliche Erfüllung dieser Aufgabe denken mag. Der Jurist hat einem jeden sein Recht zu verschaffen und für die ordnungsgemäße Verwaltung der Gemeinwesen zu sorgen: alles Aufgaben, die zur Förderung der Wirtschaft unbedingt notwendig sind und deren Erfüllung daher auch als produktive Arbeit bezeichnet werden muß, ganz gleich, ob sie sich in einem bestimmten Gegenstande verkörpert oder nicht. Gerade diese Nichtachtung der geistigen Arbeit hat den Sozialisten viel Stoff zur Aufstellung ihrer Systeme geliefert, die sich hier auf eine in der Nationalökonomie allgemein anerkannte Autorität wie Smith berufen konnten. Namentlich ist es Karl Marx, bei dem man diese Ideen des englischen Gelehrten in großer Zahl wiederfindet.

Genau so steht es mit der Unterschätzung der Bedeutung des Staates, der staatlichen Ordnung und der Organe, die sie aufrecht zu erhalten haben. Man darf eben den Begriff „produktiv“ nicht zu eng fassen: es ist durchaus nicht notwendig, daß eine Tätigkeit sofort sichtbare Werte schafft und greifbare Resultate zutage fördert, um produktiv zu sein. Alle Arbeit und alle Einrichtungen, die *letzten Endes* zu einer Wertvermehrung beitragen, und mag der Weg bis zu diesem Erfolge noch so lang sein, müssen als produktiv angesehen werden. Um nur ein Beispiel herauszugreifen: Sind etwa die großen

---

[1]) Smith, a. a. O., II, 79.

Aufwendungen, die die Gesamtheit für die Erziehung und Ausbildung ihrer heranwachsenden Jugend macht, unproduktiv, weil sich erst nach 20 bis 30 Jahren, wenn die Kinder zu Männern geworden sind, der Lohn für das aufgewandte Kapital und all die Mühe und Arbeit zeigt?

Dies wird wohl niemand behaupten wollen. Wohl aber können wir, wie dies Beispiel zeigt, eine Trennung in der Hinsicht treffen, daß wir direkte und indirekte Produktion unterscheiden. Wir würden dann als direkt produktiv solche Tätigkeiten usw. bezeichnen, die selbst eine Werterhöhung bewirken, während als indirekt produktiv diejenigen angesehen werden müßten, die den Erfolg haben, daß andere Tätigkeit oder anderes Kapital neue Werte schaffen können.

Wohl stellt sich die Arbeit des Herrschers, der Verwaltungsjuristen, der Beamten, des Militärs usw. nicht in einem greifbaren äußeren Resultate dar, aber wie wollten wir ohne eine staatliche Ordnung auskommen? Smith bestreitet das allerdings nicht, möchte aber die Arbeit des Staates auf die Beseitigung etwaiger Störungen und auf die Garantie der Freiheit des einzelnen beschränkt wissen. Jedes positive Eingreifen des Staates ist ihm ein Greuel. Das Vermögen des englischen Volkes, so sagt er, ist durch den Fleiß und die Klugheit einzelner, die an der Vermehrung ihres Vermögens ein natürliches Interesse haben, anf seine große Höhe gekommen [1]) und der Staat hat daher nicht die geringste Berechtigung, diese Tätigkeit der Bürger irgendwie zu überwachen oder gar durch Gesetze zu ordnen. Hier wird er sogar — ein seltener Fall bei ihm — ausfallend, indem er das Eingreifen des Staates als „höchste Unverschämtheit und Anmaßung“ [2]) bezeichnet. Die Begründungen sind die bekannten, mit denen uns auch heute noch die Anhänger der möglichsten Beschränkung der Staatsgewalt zu überzeugen suchen, an der Spitze das alte Argument, daß jeder, da es sich um sein Privatinteresse handle, selbst am besten wissen müsse, wie er sich am vorteilhaftesten betätigen könne. Daß es nicht nur eine unmittelbare, sondern auch eine mittelbare Wertschaffung gibt, hat Smith noch nicht erkannt, es ist erst Mill gewesen, der diese Lücke ausgefüllt hat.

Nun noch ein dritter Punkt, der hervorgehoben zu werden verdient: es ist die zu geringe Beachtung des Seltenheitsmomentes. Ganz übergeht Adam Smith es ja nicht, er erkennt seine Bedeutung bei

---

[1]) Smith, a. a. O., II. 98.

[2]) Ders., a. a. O., II, 99.

außergewöhnlichen Zuständen [1]) und beim Monopol [2]) ausdrücklich an. Aber in seiner ganzen Bedeutung hat er es doch nicht gewürdigt. Er fühlt es allerdings dunkel, wenn er bei der Besprechung vom natürlichen und vom Marktpreis als Beispiel anführt: In Canton erhielte man für eine Unze Silber doppelt soviel als in London [3]); aber er geht über diese Tatsache, die er, wie gesagt, nur nebenbei als Beispiel anführt, ohne sie näher zu begründen hinweg. Er würde, hätte er sich nach dem Grunde dieser auffälligen Erscheinung gefragt, sicher der wahren Ursache, dem Seltenheitsmoment auf die Spur gekommen sein. Es ist eins der wichtigsten Wertbildner, wie vor allem Conrad [4]) und Schmoller [5]) nachweisen. Es würde außerhalb unseres Themas liegen, wollten wir diese Lehre näher ausführen, wir verweisen deshalb auf die erwähnten Autoren.

Inwiefern stellt nun Adam Smith einen Fortschritt gegenüber Turgot dar? Mit dieser Frage verknüpft sich notwendig eine zweite: hat er auf der von den Physiokraten geschaffenen Unterlage weitergebaut, oder hat er einen vollständig neuen Weg zur Beantwortung der Frage nach den Produktionsfaktoren eingeschlagen? Wir müssen wohl, wenn wir nur die Theorie der Produktionsfaktoren ins Auge fassen, das erstere für richtig annehmen. Dafür sprechen nicht nur seine eigenen Worte, wie wir sie im vierten Buche seines „Wealth of Nations“ finden [6]), in dem er die physiokratischen Lehren zwar nicht vollständig anerkennt, aber doch zugibt, daß die Agrikultur produktiver sei als die Manufaktur [7]), dafür sprechen vor allem die Übereinstimmungen, die wir bei Turgot und ihm finden und die nicht bloß daher rühren, daß beide gemeinsame Gegner des Merkantilismus sind.

Neben manchen Einzelheiten, wie der Lehre vom Gelde und von der Notwendigkeit des Kapitals als Vorschuß bei der Begründung von Unternehmungen, wo Smith und Turgot vollständig dieselben Gedanken entwickeln, kommt für uns hauptsächlich ihre gemeinsame Rententheorie in Betracht. Turgot sagt [8]): „der Ertrag des Bodens

---

[1]) Smith, a. a. O., I, 84.

[2]) Ders., a. a. O., I, 85.

[3]) Ders., a. a. O., I, 51.

[4]) Conrad, a. a. O., I, 13.

[5]) Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1904, S. 565.

[6]) Smith, a. a. O., III, 209 ff.

[7]) Ders., a. a. O., III, 226.

[8]) Turgot, a. a. O., § 14 (S. 10).

teilt sich in zwei Teile, einmal das Entgelt für die aufgewandte Arbeit und dann einen „unabhängigen und verfügbaren Teil, den die Erde darüber hinaus gibt". Bei Adam Smith lesen wir in seinem der Rente gewidmeten Kapitel: die Rente ist der für die Nutzung des Bodens gezahlte Preis, nach Abzug aller Unkosten usw.[1]), also im Prinzip finden wir bei beiden dasselbe. Es ist eigentümlich, daß Adam Smith das Mangelhafte dieser Erklärung nicht gefühlt hat; da er sich doch über das Wesen der Monopole durchaus im klaren ist, mußte er den Monopolcharakter der Grundrente eigentlich erkennen. Es liegt daher die Annahme nahe, daß er diese Sätze aus dem ihm so sympathischen Physiokratismus in sein System aufgenommen hat.

Für uns bedeutungsvoll wird er aber naturgemäß erst da, wo er die physiokratischen Ideen für verbesserungsfähig hielt. Wir können hier wieder zwei Reihen unterscheiden, erstens solche Ideen, die er in ihrem Kern wohl für richtig, aber noch nicht genügend geklärt und ausgebildet ansah, und zweitens solche, die er gänzlich verwarf und durch neue Erklärungen ersetzte.

So finden wir, um nur wenige Beispiele hervorzuheben, die Theorie vom natürlichen und vom Marktpreis, die Adam Smith mit solcher Ausführlichkeit behandelt hat, in ihren Grundzügen schon bei Turgot[2]), wenn auch noch sehr aphoristisch und wenig klar. Da nämlich Turgot, wie wir gesehen haben, in den ersten Zeiten der Wirtschaft das größere und geringere Bedürfnis als maßgebend für die Preisbildung ansieht, so fällt es ihm selbstverständlich schwer, einen natürlichen Preis zu konstruieren, und er spricht daher stets nur von einem Marktpreis, ohne sich darüber klar zu sein, daß dieser jenen notwendig voraussetzt. Noch wichtiger für uns ist die Unterscheidung von produktiver und unproduktiver Arbeit, die wir gleichfalls bei beiden vorfinden[3]); nur gebraucht auch hier Turgot diese Ausdrücke in ganz anderem Sinne als Smith. Gemäß der physiokratischen Lehre bezeichnet er alle rohstofferzeugende Arbeit als produktiv, weil sie dem Nationaleigentum neue Güter hinzufüge, alle sonstige Arbeit aber als steril, weil sie nur schon vorhandenen Gütern eine andere Gestalt gäbe. Daß man nicht alle Arbeit als gleichwertig betrachten dürfe, daß also an der Unterscheidung als solcher etwas richtig sein müßte, hat Adam Smith erkannt, nur durfte sie für ihn, den Begründer der Lehre von der Produktivität des Kapitals, nicht in diesem Sinne

[1]) Smith, a. a. O., I, 201.
[2]) Ders., a. a. O., I, 76 ff. Turgot, §§ 34, 35 (S. 23, 24).
[3]) Ders., a. a. O., II, 77 ff. Turgot, § 5 (S. 3).

stehen bleiben. Er behielt also die Worte Turgots bei und gab ihnen einen neuen Inhalt: produktiv ist die Arbeit, die der Gesellschaft neue bleibende Werte schafft, unproduktiv diejenige, die dies nicht tut.

An diesen beiden Beispielen glauben wir hinreichend gezeigt zu haben, wie Smith verschiedentlich physiokratische Gedanken aufgegriffen, weitergebildet und verbessert hat.

Wir wollen also zum Schluß noch das näher ins Auge fassen, was er auf unserem Gebiete Neues geschaffen hat: hier ist es als sein größtes Verdienst hinzustellen, daß er den Beweis der Produktivität des Kapitals erbracht hat. Schon das allein stellt ihn in einen solchen Gegensatz zu den Physiokraten, daß man die Behauptung, er habe zu viel von ihren Ideen zu seinen eigenen gemacht, als daß man ihn als selbständigen Förderer der Produktionslehre bezeichnen könne, zurückweisen muß. Im einzelnen haben wir oben ausgeführt, inwiefern das Kapital an der Güterproduktion wertschaffend mitwirkt, so daß wir es hier nicht zu wiederholen brauchen.

Selbstverständlich sieht denn auch seine Lehre von der Wertbildung ganz anders aus, als wir sie bei Turgot vorgefunden haben. Dieser glaubte den letzten Grund für den Wert der Güter im Bedürfnis zu finden und überließ die Regelung des Marktpreises dem Wechselspiel von Nachfrage und Angebot. Ganz anders Adam Smith: er sieht als wertbildend die drei Produktionsfaktoren an, und nach ihm zerfällt der natürliche Preis jeder Ware in die drei Anteile: Lohn, Gewinn und Rente [1]), wie wir es an der entsprechenden Stelle genauer auseinander gesetzt haben. Leider schießt er über das Ziel hinaus, indem er die Bedürfnisfrage als ganz nebensächlich ausscheidet. Wie so häufig liegt das Richtige in der Mitte: weder der Aufwand an Produktionsmitteln, noch das Bedürfnis allein ist das Entscheidende, beides ist zur richtigen Wertbestimmung, zu der allerdings auch noch andere Faktoren mitwirken, nötig.

Ganz kurz haben wir so das Verhältnis von Adam Smith zu Turgot zu charakterisieren gesucht und gezeigt, daß er einiges aus den physiokratischen Ideen unverändert übernommen hat, andere Gedanken bloß aufgegriffen, aber in anderer Richtung weiter entwickelt, endlich aber doch sehr viel Neues, und zwar Neues von entscheidender Wichtigkeit gebracht hat.

---

[1]) Smith, a. a. O., I, 68.

IV. Kapitel.

J. St. Mill.

Sehr viele haben auf dieser von Adam Smith gelegten Grundlage weitergearbeitet, hier und dort einen kleinen Fehler berichtigend und sein System nach den verschiedensten Richtungen hin ausbauend. Es ist daher überflüssig, die Anschauungen aller dieser an sich sehr bedeutenden Gelehrten wie Malthus, Bastiat, Carey, von Thünen, und vor allem Ricardo wiederzugeben und wir wollen uns darauf beschränken, eine kurze Schilderung der endgültigen, von all den oben erwähnten großen Nationalökonomen weiter gebildeten Smithschen Lehre zu geben, wie wir sie am besten bei J. St. Mill finden.

Es ist zweifelhaft, ob wir ihn unter die Großmeister unserer Wissenschaft rechnen sollen, aber er ist deshalb für uns von Wichtigkeit, weil er in seinem umfassenden Wissen alles, was seit Adam Smith geschrieben war, kannte, verwertete und kritisch sichtete. Er gibt uns somit in seinen „Principles of Political Economy" eine gute Übersicht über die damals allgemein herrschenden Smithschen Anschauungen. Bezeichnend ist, daß sein oben genanntes Hauptwerk heute noch das verbreitetste und gelesenste englische Lehrbuch der Nationalökonomie ist.

Als erste Erfordernisse der Produktion sehen wir bei ihm „die menschliche Arbeit und geeignete Naturgegenstände" [1]), er deckt sich hier also vollkommen mit Adam Smith, geht aber dann sogleich einen bedeutsamen Schritt weiter als dieser, indem er den Begriff „Arbeit" nicht so eng faßt, sondern jegliche Art Arbeit als produktiv gelten läßt. Er kennt zwar auch unproduktive Arbeit [2]), schränkt aber ihren Umfang bedeutend ein. Indessen müssen wir auch mit dem Ausdruck „produktiv" recht vorsichtig sein, denn, so führt Mill treffend aus, selbst die größte Summe Arbeit ist nicht imstande, auch nur das kleinste Stäubchen hervorzubringen, sie kann nur bewegen und umformen. Im eigentlichen Sinne des Wortes „produktiv" ist nur die Natur, einzig und allein die Natur. Der Mensch kann, wenn wir es uns genau betrachten, mit seiner Arbeit bloß Material und Werkzeuge

[1]) J. St. Mill, Grundsätze der politischen Ökonomie, Übers. Adolph Soetbeer, Hamburg 1852, I, 29.

[2]) Ders., a. a. O., I, 55 ff.

in die richtige, für seinen bestimmten Zweck erwünschte Lage bringen, und dann müssen die Naturkräfte das übrige besorgen.

Aber viele von diesen Stoffen und Kräften sind in so großer Menge vorhanden, daß sie für alle Menschen mehr als ausreichend sind, sie haben daher, da jeder sich in jedem Augenblicke soviel von ihnen zunutze machen kann, wie er will, keinen Marktwert[1]); denn es wird keiner für etwas, das er umsonst haben kann, einem anderen etwas bezahlen. So unendlich viel wir also auch der Natur bei der Herstellung unserer Güter zu verdanken haben, so ist doch in dem endgültigen Preise einer Ware ihr Anteil nicht zu finden. Dies wird nur bei denjenigen Gaben der Natur der Fall sein, die uns in beschränkter Menge zur Verfügung stehen. Es ist dies im großen Ganzen der Erdboden mit seinen sichtbaren und unsichtbaren Schätzen. Von ihm ist nur eine ganz bestimmte, sogar in Zahlen ausdrückbare Menge vorhanden; wer es also verstanden hat, sich beizeiten ein Stückchen von diesen beschränkten Naturgaben zu Eigentum zu verschaffen, der kann nun von anderen für die Erlaubnis, ein ihm gehöriges Gut zu benutzen, ein Entgelt verlangen, die sogenannte Bodenrente[2]). Hiermit sind wir wieder bei Adam Smith angelangt; aber wir sehen auch zugleich den gewaltigen Unterschied zwischen ihm und Mill, während ersterer die Bodenrente als den im Warenpreis vorhandenen Anteil der Natur schlechthin ansah, läßt Mill dies durchaus frei, indem er sagt, erst sobald eine Gabe der Natur nur in beschränktem Maße vorhanden ist, bekommt sie einen Marktpreis. Es kann ein Naturprodukt, das aus einem in beschränkter Menge vorhandenen zu einem unbeschränkten wird, seinen anfänglichen Wert verlieren. Auch hier kann ein Beispiel angeführt werden: als man in Australien, um die dortige Tierwelt zu beleben, Kaninchen, die man sicherlich als reines Naturprodukt bezeichnen kann, importierte, besaßen diese im Anfang, als ihrer noch wenige vorhanden waren, einen erheblichen Wert; je mehr es wurden, desto mehr sank dieser, bis heutzutage die Kaninchen dort nicht nur gar keinen Wert mehr besitzen, sondern die Regierung sogar für so und soviel getötete einen Lohn auszahlt, nur um sie wieder loszuwerden[3]).

Um das oben Gesagte zusammenzufassen: Mill der erste, der

---

[1]) J. St. Mill, a. a. O., I, 36: man beachte übrigens den Ausdruck Markt„wert“, der hier ohne weiteres für Markt„preis“ gesetzt ist.

[2]) Ders., a. a. O., I, 34.

[3]) Vom Verfasser gewähltes Beispiel.

das Seltenheitsmoment in seiner ganzen Bedeutung erkannt und dargelegt hat.

Im allgemeinen bedürfen die Gaben der Natur einer mehr oder minder umfangreichen Umarbeitung durch den Menschen, um gebrauchsfertig zu werden. „Die menschliche Arbeitskraft ist aber etwas, was ebenfalls nur in durchaus beschränkter Menge vorhanden ist und deshalb im Preis der fertigen Ware zum Ausdruck kommt“; so müßte es folgerichtig nach dem bisher entwickelten Gedankengange heißen; aber wir sehen diesen Satz, so logisch und naheliegend er zur Erklärung der Bedeutung der Arbeit als Produktionsfaktor ist, bei Mill vergebens. In zwei langen Abschnitten setzt er uns auseinander, wie weit der Begriff „Arbeit“ gefaßt werden müsse und wie eng, aber den Grund, weswegen die menschliche Arbeit wertbildend ist, übersieht er. Es ist erst Rodbertus gewesen [1]), der den Gedanken der Beschränktheit einiger Naturkräfte, dem Mill zuerst Ausdruck gab, auf die Arbeit übertragen hat. Wir können uns daher eine Kritik an dieser Stelle sparen.

Im Gegensatz zu Adam Smith, der unter produktiver Arbeit nur diejenige verstand, die sich in einem bestimmten Gegenstand verkörperte [2]), faßt Mill diesen Begriff sehr weit. Nicht nur alle die Arbeiten, die unmittelbar und mittelbar zur Produktion beitragen, gelten als produktiv, sondern auch alles, was nur irgendwie zur Förderung der materiellen Kultur beiträgt [3]). Der Staat, so wenig sich Mill auch aus ihm macht [4]), ist als ein zur Aufrechterhaltung der Sicherheit und Ordnung notwendiges Übel anzusehen, und mit ihm das ganze Heer der Beamten, Offiziere, Soldaten usw. Wir haben schon bei der Kritik des Adam Smith darauf hingewiesen, und können uns hier daher kurz dahin fassen, daß auch die gesamte geistige und künstlerische Arbeit von Mill als durchaus wertbildend angesehen wird. Nur wenige wirklich unproduktive Arbeiten gibt es, alle diejenigen, die mit

---

[1]) Rodbertus, Zur Erkenntnis unserer staatswirtschaftlichen Zustände I, Neubrandenburg 1842, S. 6.

Kozak, Rodbertus-Jagetzows sozialökonomische Ansichten, Jena 1882, S. 32.

[2]) Smith, a. a. O., II, 78.

[3]) Wörtlich lautet die Stelle (I, 57): „Produktive Arbeit bedeutet Arbeit welche Vermögen hervorbringt“. Der Verfasser glaubte sie mit den im Text angegebenen Worten interpretieren zu können.

[4]) I, 58 „. . . . . was allerdings ein Dienst ist, aber weiter tun sie (Armee und Flotte) auch nichts im Interesse des Landes. Gleicher Art ist auch die Arbeit des Gesetzgebers . . . . . und aller anderen Angestellten der Regierung.“

einem unmittelbaren Genuß endigen[1]). Da die Arbeit keine Stoffe, sondern bloß Nützlichkeiten schaffen und ebenso auch bloß solche verbrauchen kann, so ist sie demnach unproduktiv, wenn sie eine Nützlichkeit irgendeines Dinges verbraucht, ohne eine andere an deren Stelle zu setzen.

Das Gegenstück zur produktiven und unproduktiven Arbeit, oder vielmehr ihre Vorbedingung ist die produktive oder unproduktive Konsumtion[2]). Es ist dies ganz selbstverständlich: wenn es viele Menschen gibt, die Verlangen nach unproduktiven Genüssen haben, so wird viele Arbeit darauf verwendet werden müssen, um sie zu befriedigen und wird so nutzbringenderen Aufgaben entzogen. Wann ist aber eine Konsumtion nutzbringend und damit produktiv? Dann wenn sie geeignet ist, neue Nützlichkeiten hervorzubringen, sei es, indem direkt aus der Verarbeitung eines Stoffes ein neuer Gegenstand mit neuen nützlichen Eigenschaften entsteht, oder indem sie dazu dient, produktive Arbeiter zu unterhalten, und so indirekt zur Produktion beiträgt. Diese Umformung geschieht mit Hilfe von Werkzeugen, Maschinen usw., eben dem, was man unter dem Namen Kapital zusammenfaßt.

Wir können uns die nähere Ausführung der Millschen Kapitalstheorie sparen, da sie von Adam Smith fast unverändert übernommen ist. Auch er unterscheidet stehendes und umlaufendes Kapital[3]) im Smithschen Sinne und will daher die verschieden schnelle Abnutzung, die Ricardo als das wichtigste Unterscheidungsmerkmal hingestellt hat[4]), nur als eine weniger bedeutsame Nebenerscheinung gelten lassen. Fernerhin kennt auch er eine produktive Verwendung des Kapitals[5]), wobei er entsprechend seiner weiteren Umgrenzung der produktiven Arbeit natürlich auch hier weitherziger ist als sein großer Vorgänger Smith. Doch bringen seine das Kapital betreffenden Ausführungen kaum etwas Neues.

Von größter Wichtigkeit ist dagegen ein anderer, von Mill ganz neu eingeführter Begriff: „Die sekundären Ursachen, welche die Produktivität der produktiven Faktoren bestimmen“[6]), oder wie wir

---

[1]) Mill, a. a. O., I, 61.

[2]) Ders., a. a. O., I, 64.

[3]) Ders., a. a. O., I, 109.

[4]) Ricardo, Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung. Übers. Thiele, Jena 1905, S. 31.

[5]) Mill, a. a. O., I, 87.

[6]) Ders., a. a. O., I, 134.

ihn kurz bezeichnen wollen: die sekundären Produktionsverfahren. Auf Natur, Arbeit und Kapital läßt sich alles zurückführen[1]), aber es wäre falsch, wollte man annehmen, daß unter allen Umständen eine gleiche Menge von ihnen auch eine gleiche Menge Produkte hervorbringen müßte, daß also das Verhältnis zwischen aufgewandten Produktionsfaktoren und erhaltenem Produkt ein konstantes sei. Daß dies nicht der Fall ist, ist augenscheinlich und auf natürliche Ursachen zurückzuführen, so sehr sich auch Rodbertus und Marx bemüht haben, das Gegenteil zu beweisen. Mill glaubt die Erklärung in den von uns so genannten sekundären Produktionsfaktoren entdeckt zu haben. Sie sind keine ursprünglichen Kräfte, sondern auf die drei Grundfaktoren, zum Teil auch auf Verbindungen mit ihnen zurückzuführen. Ihr Charakteristikum ist, daß sie allein nicht imstande sind, auch nur die geringste „Nützlichkeit zu schaffen“, wie Mill sich ausdrückt; worin sich ihr Einfluß auf die Produktion zeigt, ist dies, daß sie je nachdem eine größere oder geringere Produktivität von Naturkraft, Arbeit und Kapital verursachen können. Wir wollen die hauptsächlichsten dieser sekundären Produktionsfaktoren folgen lassen: das Klima z. B. ist sicherlich nicht geeignet, selbsttätig irgendwie einen Wert hervorzubringen, wohl aber kann es die Fruchtbarkeit eines Landes im günstigen Sinne beeinflussen oder sie andererseits abschwächen, schließlich sogar in den hohen Breiten eine an sich vorhandene Fruchtbarkeit vollständig illusorisch machen. Die geographische Lage wird ferner auch unter diese „natürlichen Vorteile“, wie Mill sie nennt, zu zählen sein; der Unterschied der Lage am Meer z. B. gegenüber der Binnenlage eines Industrieortes ist zu einleuchtend, als daß er näherer Ausführung bedarf. Neben den der Natur nahestehenden sekundären Produktionsfaktoren wären als Verwandte der Arbeit zu erwähnen: Geschicklichkeit, Mäßigkeit, Zuverlässigkeit, Ehrlichkeit im Handelsverkehr und ähnliches mehr. Und um das Bild vollständig zu machen sei auch noch der Staat angeführt, dem eine große Reihe solcher sekundären Produktionsfaktoren zu verdanken ist, wie Sicherheit, Schutz, Bestrafung der Verbrecher und anderes mehr.

Sie alle sind von der höchsten Wichtigkeit und lassen sich andererseits weder selbst in ihrer Entstehung restlos auf die ursprünglichen Produktionsfaktoren zurückführen, noch kann man ihren Einfluß auf den Produktionsprozeß als einen selbständigen gelten lassen.

---

[1]) Mill, a. a. O., I, 120.

Kritik.

Es sind also der produktiven Ursachen viele, die die Erscheinungen unseres Wirtschaftslebens bedingen, unendlich viele, so daß die Aufstellung der Lehre von den drei Produktionsfaktoren nur ein Schema ist, um Ordnung in die sonst unentwirrbaren Verkettungen von Ursache und Wirkung zu bringen. Es ist ein Irrtum von Rodbertus und Marx, daß sie dies völlig außer acht lassen, und Natur, Arbeit und Kapital wie genau umgrenzte, restlos definierte Größen behandeln und mit ihnen geradezu mathematische Experimente ausführen.

An fühlbaren Mängeln können wir bei Mill nur zwei kurz erwähnen: erstens hätte er der Beschränktheit der meisten Naturgaben die Beschränktheit der menschlichen Arbeit gegenüberstellen müssen, da er gerade in dieser Beschränktheit bei der Natur das Wertbildende hatte sehen wollen. Man kann verschiedener Meinung darüber sein, ob es nötig ist, zur Erklärung des Wertes der menschlichen Arbeitskraft die Tatsache anzuführen, daß sie nur in begrenzter Menge zur Verfügung steht, doch war eine solche Gegenüberstellung innerhalb der Mill'schen Ausführungen, in denen ein so unbedingt lautender Satz wie: „Solange die Menge einer Naturkraft unbeschränkt ist, kann sie keinen Marktwert bedingen“ [1]) zu finden ist, unbedingt nötig. Wie wir schon erwähnten, hat Rodbertus diese schwache Stelle erkannt und seinerseits die Behauptung von der Beschränktheit der menschlichen Arbeit zum Fundamentalsatz seines Systems erhoben [2]).

Zweitens hat sich Mill, gleich wie Adam Smith, damit abgequält, eine genaue Scheidung zwischen produktiver und unproduktiver Arbeit zu treffen. Es ist dies unserer Meinung nach ein zweckloses Bemühen. Im letzten Grunde ist eine jede Arbeit, die mehr Werte neu hervorbringt als sie zerstört, produktiv; denn auch die Arbeit, die in einem unmittelbaren Genusse endet, verschafft vielen Arbeitern einen Verdienst, den diese ihrerseits nutzbringend verwenden können.

Neben den erwähnten kleinen Mängeln sind die Fortschritte der „Epigonen“ des Adam Smith, deren Gedanken wir bei Mill gesammelt finden, ihrem großen Vorgänger gegenüber unverkennbar: sie haben die große Bedeutung der Natur nachgewiesen, der geistigen Arbeit und der Arbeit zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu ihrem Rechte verholfen, haben die Wichtigkeit

---

[1]) Mill, a. a. O., I, 36.

[2]) Rodbertus, Zur Erkenntnis uns. staatswirtschaftl. Zust., S. 6.

des Seltenheitsmomentes für die Wertbildung richtig erkannt und haben endlich den Begriff der sekundären Produktionsfaktoren aufgestellt.

V. Kapitel.

Sismondi.

Mit J. St. Mill hat die Smithsche Produktionslehre ihre letzte große Weiterbildung erfahren, all die folgenden Kapitel unserer Arbeit werden sich mit Angriffen auf sie zu beschäftigen haben, die nicht ihren weiteren Ausbau zum Ziele haben, sondern ihre völlige Ablehnung und eine Aufstellung von Systemen auf gänzlich neuer Grundlage; es ist die naturnotwendige Reaktion gegen den in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts fast allgemein herrschenden Smithianismus. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Angriffe mit größerer oder geringerer Vollständigkeit aufzuzählen und einen nach dem anderen zu widerlegen: es würde dies den Leser ermüden und überhaupt zwecklos sein, da eine jede Widerlegung doch schließlich auf die uns nun hinreichend bekannte Drei-Produktionsfaktoren-Lehre hinauslaufen würde. Wir wollen uns also damit begnügen, nur der wirklich originellen Angriffe Erwähnung zu tun, die in der Geschichte der Nationalökonomie einen dauernden Platz sich errungen haben, und, wenn sie auch die Adam Smithsche Produktionslehre nicht verdrängen konnten, doch durch ihren Ideengehalt auf unsere Wissenschaft befruchtend gewirkt haben.

Als ersten dieser Gegner wollen wir Sismondi einer näheren Betrachtung unterziehen, der, ursprünglich ein begeisterter Anhänger des Adam Smith, sich allmählich von ihm abgewandt und ihn schließlich heftig, nicht zum wenigsten auf unserem Gebiete, bekämpft hat.

Im Mittelpunkt steht bei ihm der „Reichtum" (richesse)[1]. Zwar entspricht dies deutsche Wort dem französischen nicht ganz genau, da Sismondi mit ihm etwas Konkretes ausdrücken will, während wir „Reichtum" als abstractum auffassen; doch findet sich kein genaueres,

---

[1]) Sismondi, Nouveaux principes d'Economie politique ou de la richesse. Paris 1819, I, 60.

und wir denken, es wird genügen, wenn wir hier am Anfang darauf hinweisen, daß im folgenden unter „Reichtum“ stets eine konkrete Gütermenge zu verstehen ist. Als nähere Definition finden wir angegeben: Reichtum ist die Summe aller Güter, die von menschlicher Arbeit erzeugt sind und aufbewahrt werden, um zur Befriedigung von Bedürfnissen zu dienen.

Dreierlei muß also zusammenkommen, wenn ein Gut im wirtschaftlichen Sinne entstehen soll: erstens menschliche Aabeit muß es geschaffen haben, also nicht bloß Naturkräfte, zweitens es muß zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse geeignet sein, und drittens: es muß sich aufbewahren lassen können [1]). Wenn diese drei die Vorbedingungen für das Vorhandensein von „Gütern“, um uns kurz auszudrücken, sein sollen, so müßten sie auch neben anderen Wertfaktoren mitbestimmend für die Höhe des Wertes sein: d. h. ein Ding, das viele Arbeit gekostet hat, zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse hervorragend geeignet ist, und sich zugleich sehr leicht aufbewahren läßt, und muß wert sein, als ein Gut, daß diese drei Eigenschaften nur in geringerem Grade besitzt. Dies würde sich aus den von Sismondi aufgestellten Vorbedingungen ergeben müssen. Aber was lesen wir im nächsten Kapitel?: wo die Anfänge des Tauschverkehrs geschildert werden sollen?: es gibt drei Grundlagen für die Bestimmung des Preises, also des äußeren Ausdruckes für den Wert der Tauschgegenstände: erstens die Dringlichkeit des Bedürfnisses, zweitens die Menge Arbeit, die die Herstellung des Gutes erfordert hat, und drittens die Zeit, die dazu nötig gewesen ist [2]); wobei zu beachten ist, daß es ausdrücklich heißt: der Austausch habe die Natur der „richesse“ nicht im geringsten verändert [3]). Man kann also nicht mit dem Einwande kommen, für die Tauschverkehr seien die Bedingungen andere als für den isolierten Menschen. Reihen wir zu diesen beiden sich widersprechenden Stellen noch eine dritte [4]) [5]), die besagt, daß aller Preis, den ein Ding erhalten kann, einzig und allein in der

---

[1]) Sismondi, a. a. O., I, 64.

[2]) Ders., a. a. O., I, 69: „Ce sont les bases du prix . . . . .“

[3]) Ders., a. a. O., I, 69: L'échange . . . . . n'avait point altéré la nature de la richesse . . . . .“

[4]) Ders., a. a. O., 1, 60: „Tout ce à quoi l'homme met du prix est créé par son industrie . . . . .“

[5]) v. Schullern-Schrattenhofen (a. a. O., S. 308) nimmt diese letztere Werttheorie als die einzige Sismondische an, aus welchem Grunde ist nicht recht ersichtlich; er scheint die oben angeführten Widersprüche übersehen zu haben.

menschlichen Arbeit seine Quelle habe, so ist die Verwirrung allgemein. Es müßte also danach entweder Dinge geben, die einen Preis haben, ohne daß sie geeignet sind, menschlichen Bedürfnissen zu dienen, nur weil Arbeit auf sie verwandt ist, was widersinnig wäre; oder aber wenn wir es nur mit einer ungeschickten Anordnung von Vordersatz und Nachsatz zu tun haben, dann stehen sich die beiden Sätze: „Arbeit ist die einzige Quelle des Preises“ und „drei Grundlagen sind es, die den Preis der auszutauschenden Ware bilden“ diametral gegenüber, da ja die Natur der wirtschaftlichen Güter sich mit Einführung des Austausches nicht geändert hat. Etwas stimmt also jedenfalls nicht, und wir sind nicht in der Lage, zu bestimmen, welches nun die eigentliche Ansicht Sismondis ist. Es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als alle drei zu behandeln und zu widerlegen. Am kürzesten können wir die dritte Behauptung: Arbeit sei die einzige Quelle des Preises, abtun, da wir sie in einem wohl durchdachten und geordneten Systeme bei Rodbertus wiederfinden werden [1]). Eine Widerlegung wird also dort eher am Platze sein, wo wir es mit einer besseren Ausführung zu tun haben werden.

Gehen wir also gleich zur Kritik der zuerst erwähnten, für das Vorhandensein von Werten notwendigen drei Grundlagen über: menschliche Arbeit, Brauchbarkeit für menschliche Bedürfnisse und Aufbewahrungsmöglichkeit. Hier hat Sismondi Unnötiges als wichtig hingestellt und Wichtiges als unnötig oder falsch fortgelassen. So sehr wir uns damit einverstanden erklären können, daß die Summe der Arbeit und der Grad der Brauchbarkeit angeführt werden, so überflüssig, um nicht zu sagen bedenklich ist es, daß auch die Aufbewahrungsmöglichkeit für nötig erklärt wird; bedenklich vor allem deshalb, weil wir daraus sehen, daß Sismondi nur die materiellen Güter als solche gelten lassen will und die geistigen vollkommen ignoriert. Es ist dies derselbe Fehler, den wir schon bei Adam Smith feststellen konnten, den erst J. St. Mill als Anhänger und Fr. List als Gegner des Adam Smith endgültig beseitigt haben.

Wichtiges ist dafür teils stillschweigend, teils ausdrücklich als unwesentlich außer Betracht geblieben: die wertschaffende Tätigkeit des Kapitals wird als mittelbare Arbeit [2]) für unproduktiv erklärt; daß die Natur der Ursprung aller Dinge ist, kann natürlich nicht geleugnet werden, aber Sismondi möchte ihr, gleich wie später

---

[1]) Rodbertus, Zur Erkenntnis uns. staatswirtschaftl. Zust., S. 6, 7.

[2]) Sismondi, a. a. O., I, 65: „travail médiat.“

Rodbertus im Gegensatz zu Smith und Mill keinen wertschaffenden Einfluß zugestehen. Aber während Rodbertus beachtenswerte Gründe für seine Behauptung anführt, begnügt sich Sismondi mit vier kurzen nichtssagenden Zeilen [1]), in denen er die Bedeutung der Natur notgedrungen anerkannt; aber unsere Erwartung, er werde nun auch beweisen, daß all das, was die Natur uns gibt, keine Werte im wirtschaftlichen Sinne seien, wird sehr getäuscht. Da er stichhaltige Beweise nicht anführen kann, sucht er die Bedenken, die einem jeden Leser aufsteigen müssen, dadurch zu beseitigen, daß er schnell seine Behauptungen zum zweiten Male in noch ausführlicherer Weise auseinandersetzt, ein Verfahren, das uns sehr an jenen Oberlehrer erinnert, der sich vergeblich bemüht, seinen Schülern einen mathematischen Lehrsatz zu beweisen und seine erfolglosen Versuche schließlich mit den Worten abbricht: wer das nicht versteht, dem ist eben nicht zu helfen. Wir wollen es uns daher schenken, hier näher auf Sismondi einzugehen, da uns späterhin Rodbertus, der auch die Produktivität von Natur und Kapital leugnet, bessere Gelegenheit geben wird, unsere Einwendungen darzulegen.

Ebenfalls nicht haltbar ist dann natürlich die dritte Version [2]), daß beim Tauschverkehr ein jeder den Preis der austauschenden Güter nach ihrer Nützlichkeit, nach der Summe der aufgewandten Arbeit und der Menge der dazu erforderlich gewesenen Zeit einschätze. Denn sie leidet an denselben Mängeln wie die eben widerlegte, wenn auch zu ihrem Vorteil angeführt werden kann, daß auf die Aufbewahrungsmöglichkeit kein Wert gelegt ist.

Kritik.

Wohl haben unsere Ausführungen gezeigt, daß Sismondis Theorien, als System genommen, nicht bestehen können, doch dürfen wir darum nicht verkennen, daß er auf manches Wichtige, das seinen Vorgängern entgangen war, hingewiesen hat, ganz abgesehen natürlich davon, daß seine Produktionslehre ja nur ein ganz kleiner Ausschnitt aus seinen gesamten Schriften ist, die auf die Nationalökonomie im höchsten Grade anregend eingewirkt haben. Für uns ist neben allem Negativen am wichtigsten der positive Fortschritt, daß, so wie Mill als erster die Seltenheit, er als erster die Dringlichkeit des Bedürfnisses als hervor-

[1]) Sismondi, a. a. O., I, 64.
[2]) Ders., a. a. O., I., 69.

ragend beteiligten Wertfaktor hinstellt, den Adam Smith noch vollständig ignoriert, und den auch nach ihm die Sozialisten wieder viel zu wenig betonen. Dies ist auch vor allem der Grund, aus dem wir ihn ausführlicher behandelt haben, als es seine Stellung in der allgemeinen Geschichte der Nationalökonomie vermuten ließ.

VI. Kapitel.

Fr. List.

Es mag vielleicht verwunderlich erscheinen, daß wir in dieser rein theoretischen Arbeit einige Worte auch dem Praktiker Fr. List widmen wollen, aber es findet sich in seinem „Nationalen System der politischen Ökonomie“ doch eine kleine Stelle, die wir nicht übergehen möchten, weil sie auch für unsere Ausführungen trotz ihrer Kürze — es handelt sich nur um wenige Sätze — von Bedeutung ist Wir finden sie am Anfang des 19. Kapitels [1]), in dem List uns den Einfluß der Manufakturkraft auf das materielle Kapital der Nation darlegt. Bekanntlich legt List nicht so sehr auf die Schaffung von Gütern Wert, als auf das Hervorrufen und Verstärken von produktiver Kraft. Die Produktionsfaktoren sind also für ihn nicht wertschaffend, sondern kräftebildend. So schwerwiegend diese Unterscheidung zu sein scheint, bei näherer Betrachtung sehen wir doch, daß List etwas Neues mit ihr keineswegs bringt; wir sehen die sogenannten Produktionsfaktoren eben als wertbildende Kräfte an, er schiebt zwischen sie und die Werte noch einen dritten Begriff ein, die produktive Kraft des einzelnen und der Gesamtheit, und erreicht dadurch eine Komplizierung, für die ein notwendiger Grund nicht einzusehen ist, ohne der Adam Smithschen Produktionslehre damit den vermeintlichen Todesstoß zu versetzen. Oder ist es wirklich ein so großer Unterschied, ob wir sagen: „Die Nation schöpft ihre produktive Kraft aus den und den Faktoren und diese produktive Kraft schafft dann die Werte“ oder ob es heißt: „Die Produktionsfaktoren, in deren Besitz eine Nation ist, schaffen ihr Werte?“ Wir vermögen hier wenigstens eine prinzipielle Verschiedenheit nicht zu finden.

---

[1]) List, Das nationale System der politischen Ökonomie. Neudruck von Waentig, Jena 1904, S. 322.

Wichtig ist für uns vielmehr eine andere Frage, welchen Faktoren er die Fähigkeit, produktive Kraft zu bilden, beilegt, und da finden wir zu unserem Erstaunen die drei bekannten Wertbildner des vielgeschmähten Adam Smith wieder, Arbeit, Natur und Kapital, nur in etwas anderen Worten: nämlich anstatt „Arbeit" lesen wir „geistige und physische Kräfte der Individuen", anstatt „Natur": „Der ihnen zu Gebote stehende Naturfonds" und das Kapital hat List mit „die in ihrem Besitz befindlichen Instrumente" umschrieben. Neu ist nur der vierte uns hier entgegentretende Faktor, den er: „die sozialen, bürgerlichen und politischen Zustände und Institutionen" der Individuen nennt.

Was sind nun diese sozialen, bürgerlichen und politischen Zustände und Institutionen? So leicht ist dies nicht zu sagen. Schon die Abgrenzung der drei Begriffe: sozial, bürgerlich und politisch dürfte Schwierigkeiten verursachen, ebenso wissen wir nicht recht, was wir uns etwa unter einer „bürgerlichen Institution" vorstellen sollen. Indessen glauben wir ungefähr das Richtige zu treffen, wenn wir „politisch" als den übergeordneten, „sozial" und „bürgerlich" als die beiden untergeordneten Begriffe auffassen und demnach „soziale, bürgerliche und politische Zustände und Institutionen" mit „soziale und bürgerliche Verhältnisse" indentifizieren, die ersteren sind der Inbegriff der Beziehungen des einzelnen zur Gesamtheit, die letzteren der Beziehungen der einzelnen untereinander; ein drittes kann es also naturgemäß in einer politischen Ökonomie nicht geben. Diese Beziehungen sind aber nichts anderes als der Niederschlag der Kulturgeschichte einer Gesamtheit, sie bezeichnen den Grad der Kultur, den sie eingenommen hat. Sie sind somit, wie wir es in der Einleitung (S. 1, 2.) und bei der Besprechung Mills auseinandergesetzt haben, das Resultat des Zusammenwirkens der drei anderen Produktionsfaktoren innerhalb einer Gemeinschaft, oder ein sekundärer Produktionsfaktor im Sinne Mills.

Auf andere, hiermit verwandte Ideen Lists näher einzugehen, müssen wir uns versagen, da dies den Rahmen der vorliegenden Arbeit zu sehr überschreiten würde.

VII. Kapitel.

Rodbertus.

Haben wir diese beiden einzelnen Gegner des Adam Smith verhältnismäßig schnell abtun können, so müssen wir uns mit dem letzten wichtigsten Angriff, der von den Sozialisten ausgeht, um so ausführlicher beschäftigen. Nicht darum, weil wir es hier mit einer großen Zahl von Gegnern zu tun haben: sie huldigen von Einzelheiten abgesehen, im großen ganzen gleichen Anschauungen, die schon längst von wissenschaftlichen Autoritäten vollkommen widerlegt sind, so daß wir uns bloß an die beiden bedeutendsten geistigen Urheber, Rodbertus und Marx, und auch an diese nur ganz kurz, halten wollen. Sondern deshalb, weil die sozialistische Wirtschaftsauffassung in unaufhaltsamem Siegeszug sich die breiten Massen der Arbeiterbevölkerung in ihrer überwiegenden Majorität erobert hat und es selbst den glänzendsten Argumenten der Gegner nicht gelungen ist, sie in ihrem Fortschritt aufzuhalten. Sie ist in einem Maße populär geworden, wie es selbst von den Smithschen Lehren nicht gesagt werden kann; und dies trotzdem sie wissenschaftlich längst restlos widerlegt ist. Ein jeder, der diese Arbeit zur Hand nimmt, wird daher mit Recht von uns Aufschluß verlangen, wie diese Verkündigungen aussehen, denen es gelungen ist, sich das Herz der arbeitenden Bevölkerung zu erobern.

Es sei uns gestattet einleitend eine ganz kurze Bemerkung über die Weltanschauung des Rodbertus zu geben, da diese das Verständnis seiner Wirtschaftslehre und namentlich seiner Lehre von den Produktionsfaktoren wesentlich erleichtert [1]). Rodbertus faßt den Menschen nicht als dualistisches Wesen auf, aus Geist und Körper bestehend, sondern als ein dreieiniges Wesen, „eine Vereinigung von Geist, Willen und materieller Kraft oder Erkenntnisvermögen, Bestimmungsvermögen und Bewegungsvermögen“ auf. Diese Dreiteilung durchzieht alle seine Lehren und wir werden oft Gelegenheit haben, ihr wieder zu begegnen.

Um nun die Erscheinungen der heutigen komplizierten menschlichen Gesellschaft richtig erkennen zu können, geht Rodbertus wie

---

[1]) Wir folgen in dieser kurzen Einleitung: Kosak: Rodbertus-J., Sozialökonomische Ansichten, Jena 1882, S. 12 ff.

auch Smith und Mill von dem allerursprünglichsten Zustand des Menschen aus, in dem er gänzlich isoliert den Kampf ums Dasein führen mußte. Hier, wo er auf sich allein angewiesen ist, treten die drei Bestimmungsvermögen des Menschen klar zutage [1]). Der Mensch fühlt ein Befürfnis: der Geist als erstes Vermögen erkennt alsbald ein Ding als geeignet zur Befriedigung, der Willen faßt den Entschluß sich dieses Ding anzueignen, die materielle Kraft endlich führt den Entschluß aus. Es treten sich also von Uranfang an zwei Faktoren gegenüber: die Natur, die den Menschen die Stoffe zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse liefert, und der Mensch, der mit seiner Arbeit diese Stoffe seinen Zwecken dienstbar macht. Sobald diese Besitzergreifung stattgefunden hat, nennt Rodbertus das so okkupierte Ding ein Gut. Indem nun Rodbertus diesen einfachen Vorgang von zwei verschiedenen Standpunkten aus, dem naturhistorischen und dem wirtschaftlichen, betrachtet, kommt er zu zwei gänzlich verschiedenen Resultaten [2]). Vom naturhistorischen Standpunkt aus sieht er das materielle Gut als Produkt aller beteiligten Elemente an, gibt also hier zwei Produktionsfaktoren, Natur und menschliche Arbeit zu. Der wirtschaftlichen Auffassung gemäß ist das Gut jedoch unmittelbares Produkt der materiellen Kraft des Menschen; er führt dafür folgenden Beweis:

Die Natur sowohl mit ihren Kräften und Stoffen, wie die in dreieiniger Verbindung stehenden Kräfte des Menschen haben Anteil an der Hervorbringung des Gutes. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus sieht man aber einen sehr wesentlichen Unterschied zwischen den verschiedenen Anteilen [3]). Der Aufwand der beschränkten bewegenden Kraft des Menschen bei der Besitzergreifung, d. h. Erarbeitung eines Gutes, ist für ein anderes Gut nicht mehr zu machen. Durch diese Unwiderbringlichkeit des Aufwandes wird das ihn machende Subjekt getroffen. Die begreifende, die Idee zum Gute leitende Kraft des Menschen dagegen ist ebensowenig beschränkt und abnutzbar wie die bestimmende, die Arbeit leitende. Der Anteil der einen wie der anderen Kraft an der Erzeugung des Gutes ist also kein Aufwand [4]). Wie steht es nun mit dem Anteil der Natur an der Hervorbringung eines Gutes? Allerdings muß er als ein Aufwand angesehen werden,

---

[1]) Kozak, a. a. O., S. 31.

[2]) Rodbertus, Zur Erkenntnis uns. staatswirtschaftl. Zust., S. 7, 8.

[3]) Ders., Zur Beleuchtung der sozialen Frage, herausg. von Wirth, Berlin 1890, S. 69.

[4]) Ders., Zur Erkenntnis uns. staatswirtschaftl. Zust., S. 7 ff.

der für ein zweites Gut nicht mehr zu machen ist; daß jedoch der Mensch durch die Unwiederbringlichkeit des Aufwandes getroffen wird, könne man nicht sagen, denn das Material, das sie liefert, ist kein Aufwand, den er für das Gut macht, Kosten des Gutes sind für uns aber nur diejenigen, die er hat. In dem Begriffe „Kosten“ sieht Rodbertus aber das als das wesentliche an, daß ein unwiederbringlicher Aufwand gemacht ist. Diese beiden Auffassungen, die naturhistorische und die wirtschaftliche, hält er aber nicht für gleichwertig, sondern will, da es sich hier um eine Darlegung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Menschen handle, dementsprechend auch nur die wirtschaftliche Auffassung als maßgebend anerkennen und weist die naturhistorische als nicht hierher gehörig zurück [1]). Inwieweit hiergegen Bedenken zu erheben sind, werde ich in der Kritik näher ausführen. Nur auf eine Unstimmigkeit möchte ich schon hier hinweisen. In seinem Buche: Zur Erkenntnis der staatswirtschaftlichen Zustände S. 4 sagt er: „Wirtschaft ist die Verwaltung vorhandener Güter“, in seiner „Beleuchtung der sozialen Frage“ S. 69 dagegen wendet er diese wirtschaftliche Auffassung, die sich doch nur auf die schon vorhandenen Güter beziehen darf, in gleicher Weise auch auf die Produktion der Güter an.

Nachdem Rodbertus so die ursprünglichsten Vorgänge geschildert hat, wo der isolierte Mensch noch ohne Gütervorrat ist, geht er dazu über, den isolierten Menschen mit Gütervorrat zu untersuchen, um auch dem Kapital in seinem Systeme die entsprechende Stellung zu geben. Vorzubemerken ist hier nur, daß er als ein wirtschaftliches Gut ein Ding bezeichnet, das der Mensch sich zur Erreichung irgendeines beliebigen Zweckes angeeignet hat. Er teilt den gesamten Gütervorrat des Menschen in zwei große Abteilungen ein [2]): unvollendete Güter, die er Material nennt, und vollendete Güter, die er wieder in zwei Unterabteilungen zerlegt: Werkzeuge, die dazu dienen sollen, dem Material seine endgültige Form zu geben, und Unterhaltsmittel. Alle die Werkzeuge faßt er unter dem Namen Kapital zusammen. Nachdem er, wie wir vorhin ausführten, nachgewiesen hat, daß die Okkupation der Dinge, d. h. ihre Umwandlung aus bloßen Gegenständen in wirtschaftliche Güter, einzig und allein auf die Arbeit zurückzuführen sei, ist es ihm natürlich ein Leichtes, ebenso zu deduzieren, daß Werkzeuge, Material und Unterhaltsmittel ebenfalls als

---

[1]) Rodbertus, Zur Beleuchtung der sozialen Frage, S. 69.
[2]) Kozak, a. a. O., S. 34.

einzigen Produktionsfaktor die Arbeit haben. Der Mensch hat nun also einen großen Vorrat von unvollendeten Gütern vor sich, deren einziger wirtschaftlicher Produktionsfaktor die Arbeit ist. Aus diesem wählt er einige ihm besonders geeignet erscheinende Güter aus und wandelt sie zu komplizierteren Werkzeugen um. Weiterhin befinden sich in seinem Vorrat eine Anzahl Güter, die er zur Nahrung verwenden kann, die aber noch nicht verzehrungsfertig sind; auch ihre Umarbeitung kostet ihm bloß Arbeit. Und was wir hier bei den ursprünglichsten Gütern und einfachsten Vorgängen als richtig ansehen müssen, das bleibt auch bei den höheren und verwickelteren Arbeiten und den kunstvoll zusammengesetzten Gütern in Geltung.

Nun kommt aber Rodbertus mit einem Einwande, den er als gewissenhafter Arbeiter sich nicht schenken zu dürfen glaubt: es ist die folgende Betrachtung, die er als Beispiel für viele andere ähnliche wiedergibt[1]):

Einer von den primitiven Menschen hat sich vorgenommen, ein Stück Holz zu glätten; wenn er sein ursprünglichstes Hilfsmittel, den Fingernagel dazu benutzt, so gebraucht er mehr Arbeit dazu, als wenn er sich erst ein Steinwerkzeug, das für diese Arbeit geeignet ist, herstellt, und dann hobelt. Die beiden Arbeiten: das Herstellen des Werkzeuges und die Ausführung mit Hilfe desselben, nehmen weniger Zeit in Anspruch als die Arbeit ohne Werkzeug. Sich nunmehr in bewußten Gegensatz zu Adam Smith stellend führt er diese Erscheinung auf größere Produktivität der Arbeit zurück, indem er noch dazu als Parallele die verschiedene Produktivität des Landes angibt und meint, es sei dieselbe Erscheinung wie die oben erwähnte, wenn auf fruchtbarerem Boden durch dieselbe Arbeit mehr hervorgebracht werde als auf weniger fruchtbarem. Daß die beiden Tatsachen auf gänzlich verschiedene Ursachen zurückzuführen sind, und ihre Zusammenstellung deshalb nicht wohl angeht, werden wir später ausführen, ebenso wie den Beweis, daß die Theorie von der verschiedenen Produktivität der Arbeit sich nicht wird halten lassen. Zu bedauern ist nur, daß Rodbertus diese letztere Behauptung nicht näher beweist, sondern einfach als einen Erfahrungssatz hinstellt.

Da er so durch die Theorie der verschiedenen Produktivität der Arbeit das K a p i t a l und durch die Theorie von dem Aufwande und den Kosten der Natur sowohl wie durch die Unterscheidung des

---

[1]) Rodbertus, Zur Beleuchtung der sozialen Frage, S. 71, 72.

naturhistorischen und wirtschaftlichen Standpunktes die Natur als Produktionsfaktor abgelehnt hat, bleibt ihm als einzigster die Arbeit übrig.

Kritik.

Angreifbar scheint uns zuerst seine Theorie der zwei Anschauungen, der naturhistorischen und der wirtschaftlichen, zu sein. Ein Bedenken habe ich schon oben hervorgehoben: daß er von einer wirtschaftlichen Auffassung spricht, bevor überhaupt eine Wirtschaft besteht. Doch mag dies an einer ungenauen Ausdrucksweise liegen, es kommt hierauf nicht soviel an; das Hauptbedenken liegt ganz allgemein darin, daß er zugibt, man könne den grundlegenden Akt der Güterokkupation beliebig auffassen; wenn er den wirtschaftlichen Standpunkt für den allein richtigen hält, so kann ein anderer ebensogut das entgegengesetzte Verfahren einschlagen, und hierzu haben wir um so eher Veranlassung, als Rodbertus den Begriff „wirtschaftlich“ verschieden definiert: in seiner „Erkenntnis der staatswirtschaftlichen Zustände“ (S. 4) heißt es „Wirtschaft ist die Verwaltung vorhandener Güter“ und es ist in einem ganzen Abschnitt näher ausgeführt, daß der Ton auf dem Worte „vorhanden“ liegt. Das von dem Substantivum Wirtschaft abgeleitete Adjektivum „wirtschaftlich“ müßte demnach soviel heißen wie „das, was sich auf die Verwaltung von vorhandenen Gütern bezieht“. In der „Beleuchtung der sozialen Frage“ steht dagegen (S. 69) „Nur diejenigen Güter gehören zu den wirtschaftlichen, welche Arbeit gekostet haben“. Hier ist also der Hauptton auf die Entstehungsweise des Gutes gelegt. Ein Gut, das wir zu unserer Bedürfnisbefriedigung benutzen, welches keine Arbeit gekostet hat, z. B. Luft, Sonnenlicht usw. ist also kein wirtschaftliches. Andererseits, nach der ersten Definition, ist die Luft doch sicher ein vorhandenes Gut, es sind also Widersprüche zwischen beiden Definitionen möglich, sie können demnach nicht als zwei verschiedene Seiten ein und desselben Urteiles aufgefaßt werden, was man vielleicht zur Entschuldigung hätte anführen können.

Der zweite wichtigere Punkt, an dem unsere Kritik einzusetzen hat, ist der Kostenbegriff, den Rodbertus einführt, indem er behauptet[1]): „es gibt nichts, was die Güter außer der Arbeit noch kosteten, oder, die Arbeit ist das einzige Element in der Entstehungsgeschichte der Güter, welches unter dem Gesichtspunkte ihrer Kosten

[1]) Rodbertus, Zur Erkenntnis uns. staatswirtschaftl. Zust., S. 6, 7.

aufgefaßt werden kann". Den Einwand, daß auch die Natur zur Hervorbringung eines Gutes Kosten hat, weist er zurück mit der Behauptung, daß die Kraft der Natur unzerstörbar sei. Dies ist in der eben angeführten allgemeinen Form zweifellos richtig, doch fragt es sich noch sehr, ob die Kraft der Natur auch in jeder Richtung, die von Wichtigkeit für den Menschen sein kann, unzerstörbar ist. Und dies ist sicher zu verneinen. Um nur ein Beispiel anzuführen: Es ist Tatsache, daß die Zahl der Pelztiere seit den letzten Jahrzehnten in reißender Abnahme begriffen ist, und daß die Zeit nicht mehr allzu fern sein kann, wo deren gänzliches Aussterben befürchtet werden muß. Und ähnlich steht es mit vielen Bodenschätzen, wie Kohle, Erze u. ä., deren Gewinnung schließlich, wenn auch nach langer Zeit, doch einmal ihrem Ende entgegengehen muß. Die Kraft der Natur ist in dieser bestimmten Richtung offensichtlich nicht unzerstörbar, und die Menschheit wird es sicher bedauern, daß die Natur nicht einen Teil ihrer Kraft, den sie zur Bildung der unendlichen, nie aufzubrauchenden Menge Gestein verwandt hat, nicht lieber zur Unterhaltung einer größeren Menge Pelztiere benutzt hat. Es ist also doch wohl nicht unberechtigt, in dieser Hinsicht von Aufwand und Kosten auch bei der Natur zu sprechen. Dasselbe ist es, wenn Rodbertus einige Zeilen weiter unten sagt: „das Material ist kein Aufwand, den der Mensch für das Gut macht, Kosten des Gutes sind aber nur diejenigen, welche er hat." Ich glaube mit dem oben angeführten Beispiel gezeigt zu haben, daß auch die Kosten der Natur bei der Produktion eines Gutes von höchster Wichtigkeit sind. Es ist die gänzliche Verkennung des Seltenheitsmomentes, die ihn dann auch weiterhin aus seiner Behauptung, die Natur habe keinen Aufwand und keine Kosten, sofort die Folgerung hat ziehen lassen, daß sie in diesem Falle auch keine Werte schaffen könne. Wir haben bei Mill gesehen, daß es gerade die Beschränktheit der Menge, in der manche Naturgaben vorhanden sind, ist, die wertschaffend wirkt.

Nachdem wir so der Natur zu ihrem Rechte verholfen haben, können wir auch dem Kapital die ihm gebührende Stellung wieder durch eine kritische Beleuchtung der Auffassung von der größeren und geringeren Produktivität der Arbeit verschaffen. Rodbertus hatte den Anteil, den das Kapital an der Hervorbringung der Güter hat, damit abtun wollen, daß die Arbeit des Menschen je nach dem, ob sie sich Kapital zu Hilfe nähme oder nicht, mehr oder weniger produktiv sei. Er führt als Analogie dazu an, daß ganz dieselbe Arbeitsmenge auf fruchtbarerem oder weniger gutem Boden eine sehr verschiedene

Menge Getreide hervorbringe. Dem ist gegenüber zu halten, daß im letzteren Falle die Natur mehr in den Produktionsprozeß hineingesteckt hat als im ersteren, und daher sich auch eine größere Gütermenge als Produkt ergeben muß. Das zweite Beispiel, das er anführt ist dies, daß die Arbeit, die zur Herstellung eines Hobels verwandt wird + der Arbeit, die mit dem Hobel nötig ist, um ein Holzstück zu glätten, zusammengenommen immer noch geringer ist, als wenn der betreffende Mensch das Holzstück mit seinem Fingernagel hätte glätten wollen. Hieraus ergibt sich unserer Ansicht nach so klar, als man es irgend verlangen kann, die Grundeigenschaft des Kapitals, Arbeitskraft zu sparen, und es ist durchaus nicht einzusehen, weshalb dieselbe quantitativ und qualitativ gleichwertige Arbeit unter gleichen Umständen in einem Falle mehr, im anderen weniger hervorbringen sollte.

VIII. Kapitel.

Karl Marx.

Aus demselben Grunde wie Rodbertus geht auch Karl Marx von dem isolierten Menschen aus. Aber während jener von vornherein nur zwei Produktionsfaktoren berücksichtigte, Natur und menschliche Arbeit, geht Karl Marx von drei Produktionsfaktoren, oder, wie er sie nennt „Momenten des Arbeitsprozesses“ [1]) aus, die er allerdings verschieden bewertet, um schließlich, nur eben auf einem ganz anderen Wege, zu einem ähnlichen Resultate wie Rodbertus zu gelangen. „Die einfachen Momente des Arbeitsprozesses“, so lesen wir an der angeführten Stelle, „sind die zweckmäßige Tätigkeit oder die Arbeit selbst, ihr Gegenstand und ihr Mittel.“ Die beiden letzteren können nun in den verschiedensten Formen auftreten, aber stets werden sie den Menschen im letzten Grunde ohne ihr Zutun von der Natur geliefert. Wir sehen, trotzdem Rodbertus von zwei, Marx von drei Momenten des Produktionsprozesses ausging, hier sind sie wieder an demselben Ziele angelangt: Natur und menschliche Arbeit, auf sie muß alles zurückgeführt werden. Von jetzt an aber trennen sich ihre Wege endgültig. Rodbertus unterschied den wirtschaftlichen und den natur-

---

[1]) Marx, Das Kapital, 4. Aufl., herausg. von Engels, Hamburg 1890, I, 141.

geschichtlichen Standpunkt und, indem er den ersteren für den einzig richtigen hielt, schied er die Natur als Produktionsfaktor aus. Marx fragt sich dagegen, zu welchem Zwecke der ganze Arbeitsprozeß stattgefunden habe; und indem er als sein Resultat das Produkt hinstellt, ist er der Ansicht, müsse man auch den Arbeitsprozeß vom Standpunkte des Produktes aus betrachten [1]); dann ergäbe sich, daß beide, Arbeitsmittel wie Arbeitsgegenstand, die von der Natur herstammen, Produktionsmittel, die Arbeit aber produktive Arbeit sei. Er geht also nicht so weit wie Rodbertus, der mit der Einführung des Kostenbegriffes die Natur ganz eliminiert, sondern er weist ihr nur einen tieferen Rang im Vergleich zur Arbeit ein, die der Hauptfaktor ist. Alle die Gegenstände, die dem Menschen von der Natur geliefert werden, sind doch, wie er es ausdrückt, nur tote Gegenstände. Erst die menschliche Arbeit ist es, die ihnen den Gebrauchswert gibt, die einzige Form, in der sie für den Menschen ursprünglich von Bedeutung sein können. Überhaupt sei die Unterscheidung von Gegenständen und Mitteln des Arbeitsprozesses und Produkten nur möglich in Hinsicht auf die zwecksetzende Arbeit. Denn ein Gegenstand könne ebensogut Arbeitsgegenstand wie Arbeitsmittel, wie endlich auch Produkt sein, und es sei einzig und allein die Arbeit, die ihm den bestimmten Charakter verleihe. Um ein Beispiel anzuführen [2]): ein und dieselbe Milchkuh kann sein: erstens Arbeitsgegenstand, wenn sie gemästet werden soll, zweitens Arbeitsmittel, wenn sie zu Arbeiten auf dem Felde benutzt wird und drittens Produkt, wenn man sie schlachtet und verzehrt. Man kann es der Kuh an sich nicht ansehen, welche von diesen drei Formen sie gerade hat, es ist erst die Arbeit, die ihr den bestimmten Charakter gibt, die Arbeit ist also der einzige Produktionsfaktor.

In der oben geschilderten Art und Weise stellt sich Marx die Grundlagen des Produktionsprozesses vor. Je weiter nun die Menschheit in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung vorwärts schritt, um so mehr bildete sich die Arbeitsteilung aus. Da jetzt keiner mehr alle seine Bedürfnisse selbst befriedigte, sondern die Anfertigung dieses oder jenes Gutes einem anderen überließ, der gerade hierfür eine besondere Geschicklichkeit besaß, bildete sich ein Tauschverkehr aus. Für diesen Austausch von Gütern war ein bestimmter Wertmaßstab nötig, ein

---

[1]) Marx, a. a. O., I, 143.

[2]) Vom Verfasser gewähltes Beispiel, da die von Marx (Kapital, I, 144—145) angeführten sich nur auf jeweils zwei Momente des Arbeitsprozesses beziehen.

Gemeinsames, was alle Güter haben; da gibt es nun nach Marx nichts anderes, als die Menge Arbeit, die auf die Herstellung des Gutes verwandt worden ist oder wie Marx sie nennt, die quantitative Arbeit, und zwar, da der eine schneller arbeitet, der andere langsamer, die durchschnittliche gesellschaftliche Arbeit [1]). Von dieser Form der Arbeit, die den Tauschwert der Güter bestimmt, unterscheidet er die qualitative, zweckbestimmende Arbeit, die darauf gerichtet ist, dem Produkt eine ganz bestimmte Eigenschaft zu verleihen. Es sind dies aber nicht etwa zwei verschiedene Arbeitsarten, sondern nur zwei Seiten ein und derselben Arbeit, indem diese das eine Mal nach ihrem Zwecke, das andere Mal nach ihrer Menge beurteilt wird, oder in dem einen Falle nach ihrer Qualität, im anderen nach ihrer Quantität; die qualitative Seite der Arbeit gibt dem Produkte den Gebrauchswert, die quantitative den Tauschwert. Selbstverständlich ist der Gebrauchswert der ursprünglichere von den beiden, und es kann ein Gut nie irgendwelchen Tauschwert haben, der nicht von einem Gebrauchswert getragen wird [2]). Diese Unterscheidung ist es, auf die Marx den Charakter unserer heutigen Wirtschaftsform, der kapitalistischen Wirtschaft, zurückführt. Wie sie entstanden ist, können wir hier, da es uns zuweit führen würde, übergehen, es kommt uns bloß auf eine systematische Erklärung an:

Der Kapitalist der heutigen Zeit, der die Güter nicht mehr selbst herstellt, sondern sie durch andere verfertigen läßt, muß mit seinem Kapital alles zum Arbeitsprozeß Notwendige sich kaufen, und zwar zweierlei, erstens die Produktionsmittel, das sind die Arbeitsgegenstände und die Arbeitsmittel, zweitens die Arbeitskraft. Beide vereinigen sich im Arbeitsprozeß und bringen dadurch das Produkt hervor, das natürlich dem Kapitalisten gehört, der sowohl die Produktionsmittel wie die Arbeitskraft mit seinem Gelde bezahlt hat [3]). Da es ihm nicht auf den Gebrauchswert der Waren ankommt, diese vielmehr zum Austausch bestimmt sind, so ist ihr Tauschwert maßgebend, der sich aus den Kosten der Arbeitsgegenstände, Arbeitsmittel und der Arbeit zusammensetzt. Der Kapitalist würde also am Schlusse des Produktionsprozesses genau soviel Tauschwerte wieder herausbekommen müssen, wie er in den Anschaffungskosten hineingesteckt hat. Dies kann aber nie und nimmer die Absicht des

---

[1]) Marx, a. a. O., I, 12.
[2]) Ders., a. a. O., I, 7.
[3]) Ders., a. a. O., I, 147 ff.

Kapitalisten sein, sein Geld ohne jeglichen Gewinn so lange aus der Hand zu geben, und wenn es tatsächlich der Fall wäre, daß bei dem Arbeitsprozeß nichts gewonnen würde, so würde wohl keiner die Rolle eines Kapitalisten spielen wollen. Die Tatsachen lehren uns aber, daß sehr wohl ein Gewinn herausspringt, oft sogar wohl ein zu großer, und es sind die Ursachen hierfür zu untersuchen. Der Gewinn kann natürlich, je nach den wirtschaftlichen Verhältnissen, größer oder kleiner sein; aber er existiert immer, muß also von diesen Verhältnissen unabhängig sein und seinen tieferen Grund haben.

Diesen glaubt Marx in dem Doppelcharakter der Arbeit als zugleich qualitativer und quantitativer Arbeit gefunden zu haben. Die Arbeitskraft des Arbeiters, die sich der Kapitalist kaufen muß, ist für ihn genau so gut ein Kaufobjekt wie die anderen zu seinem Arbeitsprozeß notwendigen toten Dinge. Für beides gibt er gleichmäßig sein Geld aus, und zwar hat er den Tauschwert zu zahlen. Für die toten Güter hat er das Quantum Arbeit zu bezahlen, was deren bisherige Bearbeitung gekostet hat, für die Arbeitskraft des Arbeiters hat er entsprechend soviel zu geben, als ihre Herstellung Nahrungsmittel gekostet hat. Und nun kommt der springende Punkt in seiner Ausführung. Während er sich bisher streng auf dem Boden logisch aufgebauter Beweisführung gehalten hat, kommt er jetzt mit einer Behauptung, die wir unbewiesen hinnehmen müssen. Er sagt: der Tauschwert und der Gebrauchswert der Arbeitskraft des Arbeiters sind zwei ganz verschiedene Größen und aus dieser Verschiedenheit zieht der Kapitalist seinen Gewinn. Der Arbeiter bekommt nur den Tauschwert seiner Arbeitskraft ersetzt, während er den Gebrauchswert hingeben muß. Wenn ihr Tauschwert pro Tag x betrage, sei ihr Gebrauchswert während derselben Zeit auf ein mehrfaches von x anzuschlagen. Dies sei eben die grundlegende Eigenschaft der Arbeit, durch die sie sich von allem andern unterscheide, daß sie mehr produzieren könne, als sie zu ihrer Erhaltung verbrauche. Nehmen wir diese Behauptung, daß der Gebrauchswert der Arbeit ihren Tauschwert übertrifft, und daß der Kapitalist den letzteren zu bezahlen habe, als wahr und erwiesen an, so ist natürlich der Gewinn, den der letztere aus der Arbeit des Lohnarbeiters zieht, leicht erklärt. Je nachdem nun die Arbeitskraft des Arbeiters einen hohen oder geringen Tauschwert hat, zieht der Kapitalist einen großen oder kleinen Gewinn aus dem Arbeitsprozeß.

Kritik.

Zum ersten weist auch er ganz wie Rodbertus der Natur eine der menschlichen Arbeit nicht gleichwertige Stellung an. Wenn er glaubt, das Ende des Produktionsprozesses als das Maßgebende ansehen und von ihm aus alles bestimmen zu müssen, so kann man ebensogut den Anfang als den letzten Ursprung aller Dinge für das wichtigste halten und so der Natur den ersten Platz in der Reihe der Produktionsfaktoren zuweisen. Weiter sagt er: die Arbeit allein ist es, die jedem Dinge erst den Charakter gibt, es entweder zum Arbeitsmittel, Arbeitsgegenstand oder Produkt stempelt. Wenngleich auch hiergegen Einwendungen erhoben werden könnten, wollen wir sie übergehen, da sie die Grundlagen seines Systemes nicht berühren.

Viel schwerwiegender ist die falsche Behauptung, bei dem Austausch der Güter gäbe es nur e i n e allen gemeinsame Eigenschaft, die als Maßstab dienen könne: die in ihnen enthaltene quantitative Arbeit. Gewiß kann diese als Maßstab angesehen werden, aber es gibt noch andere Eigenschaften, die allen wirtschaftlichen Gütern anhaften: es sind dies z. B. ihre größere oder geringere Notwendigkeit zur Erhaltung des Lebens, ihre verschiedene Häufigkeit, ihre Brauchbarkeit; und wenn man sich den ersten Tauschverkehr in seiner ganzen Einfachheit vorstellt, so ist durchaus nicht anzunehmen, daß die Wilden sich gegenseitig gefragt haben, wieviel Arbeit jeder auf die Herstellung eines Tauschgegenstandes verwandt habe, sondern es hat sehr viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich, daß jeder sein Gut nach dem Grade der Dringlichkeit bewertete, mit dem es der andere nötig hatte, und es ist bei den primitiven Zuständen sehr wohl anzunehmen, daß derjenige, der hierbei im Vorteil war, die ungünstige Lage des anderen ordentlich ausgenützt haben wird. Es ist derselbe Vorgang bei außergewöhnlichen Verhältnissen ja auch heute noch zu beobachten, und er hat bloß deshalb allgemeinere Bedeutung verloren, weil der Möglichkeiten der Befriedigung unserer Bedürfnisse heutzutage zu viele sind, als daß einer den anderen zu allzu ungünstigen Bedingungen zwingen könnte. Doch zeigt die Trustbewegung, daß auch bei der außerordentlichen Entfaltung unseres Wirtschaftslebens das Moment der Dringlichkeit der Bedürfnisse sehr in den Vordergrund treten kann. Trotzdem bleibt natürlich die Unterscheidung von qualitativer und quantitativer Arbeit noch immer hoch wichtig, wenn auch ihre Bedeutung nach dem oben Ausgeführten etwas eingeschränkt werden muß.

Noch in einer anderen Hinsicht macht es sich geltend, daß Marx die Frage des Bedürfnisses an der entscheidenden Stelle gänzlich außer acht gelassen hat, bei der Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert der menschlichen Arbeit [1]). Ein Mensch kauft sich z. B. ein Brot doch nicht deshalb, weil soundsoviel Arbeit in ihm enthalten ist, sondern weil er es zur Ernährung notwendig hat, ein Haus, weil er darin wohnen will, ein Klavier, weil er darauf spielen will usw., bei jedem Kauf und Verkauf kommt es darauf an, daß sich am letzten Ende auch ein Käufer findet, der die betreffende Sache gebrauchen kann [2]). Man kann auf die Herstellung eines Gutes so viel Arbeit verwenden, wie man will, ist es zu nichts zu gebrauchen, so ist es eben vollständig wertlos, trotz der großen Summe Arbeit, die vielleicht hineingesteckt sein mag. Dies gibt Marx auch ohne weiteres zu [3]). Aber die notwendigen Konsequenzen daraus zu ziehen unterläßt er öfter, so daß sich glatte Widersprüche ergeben. Einmal sagt er [4]): als Tauschwerte enthalten die Waren kein Atom Gebrauchswert, und kurz darauf [5]) [6]): kein Ding kann Wert sein ohne Gebrauchsgegenstand zu sein. Diese beiden Sätze stehen sich so schroff gegenüber, daß sie sich nicht vereinigen lassen, und doch zieht Marx, je nachdem er es braucht, einmal den einen und ein anderes Mal den anderen Leitsatz zur Beweisführung heran, zum Beispiel heißt es bei der Lehre vom sich verzinsenden Kapital [7]): „Was wirklich vom Verkäufer veräußert wird, ist der Gebrauchswert der Ware, die Ware als Gebrauchswert". Und bei der Lehre von der menschlichen Arbeitskraft [8]) sagt er: „Der Verkäufer der Arbeitskraft, wie der Verkäufer jeder anderen Ware realisiert ihren Tauschwert und veräußert ihren Gebrauchswert..." Es ist also eine Analogie vorhanden zwischen Kapital und menschlicher Arbeit. Beide haben dieselbe Eigenschaft, daß ihr Gebrauchswert größer ist als ihr Tauschwert. Es müßten sich also, da in beiden Fällen tatsächlich der Gebrauchswert veräußert wird, auch die gleichen Folgen ergeben. Aber beim Kapital berücksichtigt

---

[1]) Wagner, Grundlegung der politischen Ökonomie, Leipzig 1892, I, 323.

[2]) Vgl. Wenckstern, Marx, Leipzig 1896, S. 9.

[3]) Marx, Kapital, I, 8.

[4]) Ders., Kapital, I, 4.

[5]) Ders., Kapital, I, 7.

[6]) Vgl. zu beiden Zitaten Wenckstern (a. a. O., S. 9) der, so treffend er im übrigen die Widersprüche, die sich in Marx' Kapital finden, aufgedeckt und kritisiert hat, doch die Unvereinbarkeit dieser beiden Sätze übersehen zu haben scheint.

[7]) Marx, Kapital, III, 336.

[8]) Ders., Kapital, I, 156.

Marx den Gebrauchswert in der Form des Zinses, den der Kapitalbesitzer für das Ausleihen nimmt, bei der menschlichen Arbeit läßt er ihn außer acht und erhält so die Ausbeutungsrate des Arbeitsgebers, den Mehrwert[1]). Wenn wir nun auch gern zugeben wollen, daß Marx mit seiner Behauptung, die menschliche Arbeit produziere mehr Güter, als sie zu ihrer Erhaltung nötig habe, recht hat, so können wir doch den oben entwickelten Widerspruch, mit dem sein ganzes System zusammenbrechen muß, nicht ruhig hinnehmen. Dem Kapitalisten, der die Kraft des Arbeiters kauft, kommt es doch nicht darauf an, daß soundsoviel Arbeit nötig war, um ihn in den Stand zu setzen, einen Tag zu arbeiten, sondern der Gebrauchswert ist ihm das wesentliche. Wenn Marx sagt, der Arbeiter bringe seine Arbeitskraft genau so wie jede andere Ware auf den Markt, so ist dies, und auch nur in gewissem Sinne, bloß für den Arbeiter zutreffend. Er gibt allerdings seine Kraft für einen Tag hin, um dafür seinen Lohn einzutauschen, der Kapitalist aber will die gekaufte Arbeitskraft gar nicht mehr gegen etwas anderes vertauschen, sondern er will sie ausnutzen, will sie gebrauchen, für ihn ist sie also keine Ware. Wenn der Arbeiter einen Tag gearbeitet hat, so ist seine Kraft verzehrt, genau so wie man eine Frucht oder ein Stück Brot verzehrt. Der Kapitalist wird sie also nicht nach ihrem Tauschwert, sondern nach ihrem Gebrauchswert einschätzen.

So ist die Mehrwerttheorie des Karl Marx, die die Grundlage seiner Produktionstheorie bildet, theoretisch und praktisch unhaltbar.

IX. Kapitel.

Die Gegenwart (Brentano).

Die Sozialisten sind die letzten, die sich auf unserem Gebiete in größerem Umfange schöpferisch betätigt haben. Die Theoretiker der Gegenwart haben sich im großen ganzen damit begnügt, die in unserer Arbeit näher auseinandergesetzten Systeme einer Kritik zu unterziehen und sich dann als Anhänger dieser oder jener Anschauung zu bekennen. Durchaus vorherrschend ist die Drei-Produktionsfaktoren-

[1]) Vgl. hierzu Wenckstern, a. a. O., S. 10, 11.

Lehre des Adam Smith geworden, die von fast allen Nationalökonomen unserer Tage rückhaltlos (Conrad [1]), Roscher [2]), Schmoller [3]), Wagner [4])) oder mit gewissen Einschränkungen (Marshall [5]), Philippovich [6])) als richtig anerkannt wird. Diese beziehen sich darauf, daß man eine technische und wirtschaftliche Produktion unterscheiden müsse, und während man für jene nur zwei Produktionsfaktoren annehmen dürfe, Natur und menschliche Arbeit, könne man indessen vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht anders, als auch das Kapital als produktiv anzusehen. Da es sich für uns nur um die wirtschaftliche Seite des Problems handelt, können wir auch über diesen Vorbehalt ohne längere Auseinandersetzungen hinweggehen. Die einzige Ausnahme von der sonst herrschenden Einigkeit bildet, wenn wir von Sombart absehen, der sich zum Teil recht eng an Karl Marx anschließt [7]), Brentano, der in einem kleinen Vortrage, der unter dem Titel „Der Unternehmer" in den „Volkswirtschaftlichen Zeitfragen" gedruckt erschienen ist [8]), eine von allem bisherigen völlig abweichende Theorie aufstellt, die zu eigenartig und interessant ist, als daß wir nicht näher auf sie eingehen sollten.

Die erste bedeutsame Abweichung zeigt sich bereits bei der Definition des Begriffes „produzieren", indem er es ausdrücklich zurückweist, daß er mit dem Neuschaffen von Werten identisch sei und behauptet, produzieren sei überhaupt kein wirtschaftlicher, sondern nur ein technischer Vorgang und gleichbedeutend mit „Formverändern". Wenn Brentano an dieser Definition, die er hier aufstellt, festgehalten hätte, so müßten wir zwar bedauern, daß er sich zu der althergebrachten Begriffsbestimmung in Gegensatz gesetzt und damit Verwirrung angestiftet hätte, könnten ihm aber ein Recht dazu nicht abstreiten, obgleich der doch sicher sehr produktive Handel bei dieser Definition

---

[1]) Conrad, a. a. O., I, 26.

[2]) Roscher, Grundlagen der Nationalökonomie, Stuttgart-Berlin 1906, S. 64 ff.

[3]) Schmoller, Grundriß der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1908, I, 138—140.

[4]) Wagner, Theoretische Sozialökonomik, Leipzig 1907, I, 145.

[5]) Handbuch der Volkswirtschaftslehre von Marshall, übers. von Ephraim-Salz, Berlin 1905, I, 178: „In gewissem Sinne gibt es allerdings nur zwei Produktionsfaktoren, die Natur und den Menschen."

[6]) Philippovich, Grundriß der politischen Ökonomie, Tübingen 1908, I, 116, 117. Philippovich unterscheidet demnach die technischen Produktionselemente, Natur und Arbeit, von den wirtschaftlichen Produktionsfaktoren Land, Kapital, Arbeit.

[7]) Sombart, Der moderne Kapitalismus, Leipzig 1902, I, 22.

[8]) Volkswirtschaftliche Zeitfragen, Jahrgang 29, I. Heft, 1907.

schwerlich zu seinem Rechte käme. Dem ist aber leider nicht so, denn er führt sie nicht konsequent durch. Nur wenige Seiten später können wir nämlich lesen:[1] „Auch arbeiten ist in erster Linie nur ein technischer Vorgang, durch welchen Formveränderungen hervorgerufen werden.“ Es wäre also arbeiten gleich produzieren und Arbeit gleich Produktion; kurz darauf geht er zu den Produktionselementen, wie er die gewöhnlich mit „Produktionsfaktoren“ bezeichneten Kräfte nennt, über, und wir finden zu unserem Erstaunen unter diesen Produktionselementen neben Natur, Kapital, Staat u. a. auch die Arbeit wieder. Es wäre also Arbeit erstens die Produktion selbst als Ganzes und zweitens ein Produktionselement. Mithin ist nicht nur keine Klarheit über den Begriff des Produzierens geschaffen, sondern im Gegenteil, die Verwirrung ist nur noch größer geworden. Es dürfte sich also auch schon aus diesem rein äußerlichen Grunde empfehlen, bei den alten Bezeichnungen zu bleiben.

Doch müssen wir auch die Gründe untersuchen, die Brentano zur Ablehnung der alten und Aufstellung seiner neuen Theorie geführt haben. Er sucht nachzuweisen, daß nicht alles, was wir mit Produktion bezeichnen, neue Werte schaffe, sondern daß diese bloß Formveränderungen verursache, und es erst die Verhältnisse, die Konjunkturen, oder wie wir es sonst nennen wollen, seien, welche diese Formveränderungen je nachdem als Wertverminderungen oder Wertvermehrungen erscheinen ließen. Er führt für diese Behauptung mehrere Beispiele aus dem praktischen Leben als Beweise an:

1. „Ein Brand in einer belagerten Stadt sei eine Formveränderung, die für die Angreifer neue Werte schaffe, für die Verteidiger aber solche vernichte; es müßte also derselbe Vorgang produktiv und nicht produktiv sein, was widersinnig sei“ [2]). Abgesehen davon, daß es sich hier gar nicht um wirtschaftliche Verhältnisse handelt, auf die es uns doch gerade ankommt, können wir dem vor allem entgegenhalten, daß man bei der Beurteilung von Vorgängen nie danach gehen darf, ob ein einzelner vielleicht Vorteil aus ihnen zieht, sondern daß alles danach beurteilt werden muß, ob die Gesamtheit durch sie einen Wertzuwachs erhält oder nicht. Sonst könnte man, um dieses Beispiel recht drastisch ad absurdum zu führen, auch sagen: der Brand einer Fabrik ist unter Umständen produktiv für einen Raucher, der an den glimmenden Balken sich eine Zigarre anstecken kann und dadurch

---

[1]) Brentano, a. a. O. 4.
[2]) Ders., a. a. O., S. 9.

Streichhölzer spart. Betrachten wir aber das von Brentano angeführte Beispiel vom Wohle der Gesamtheit aus, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß der Brand einer belagerten Stadt Werte vernichtet, also nie eine Produktion sein kann.

2. „Wieviel Erfinder haben nicht bittere Not leiden müssen, weil ihre Produkte von denen, denen sie zunächst geboten wurden, nicht als geeignet für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse erachtet wurden!“ [1])

Hier ist der Ton auf das Wörtchen „zunächst“ zu legen; nicht darauf kommt es an, wann die Erfindung Werte schafft, wenn sie es nur überhaupt tut; und in dem Augenblick, wo sie durch den ersten, der sie auszunutzen versteht, der Allgemeinheit einen Wertzuwachs gebracht hat, hat sie angefangen produktiv zu sein. Versinkt sie, ohne jemals einen Wert geschaffen zu haben, in das Meer der Vergessenheit, so war sie zwar eine interessante Geistesarbeit, aber nie eine Produktion. Damit, daß es nicht vom Produzenten allein abhängt, ob eine Arbeit produktiv ist oder nicht, hat Brentano unbedingt recht. Wir sehen aber dadurch lediglich den Unterschied zwischen Arbeit und Produktion bewiesen.

3. Als drittes Beispiel führt Brentano das Schicksal eines Bildes an [2]), das je nach dem Geschmack des Publikums höher oder geringer bewertet wurde. Hierzu ist nur dasselbe zu bemerken, wie zu dem vorigen Abschnitte.

4. Als weiteres Argument gegen die Behauptung, daß Produzieren identisch sei mit Wertschaffen, finden wir die geringe Bewertung der Heimarbeit erwähnt [3]), die in gar keinem Verhältnis zu den aufgewandten Fleiße stehe.

Der Verdacht, der sich bei der Beantwortung des vorigen Einwurfs leise in uns geregt hat, bestätigt sich jetzt voll und ganz: Brentano hat, ohne daß er es merkt, die Front gewechselt und bekämpft jetzt die Karl Marxsche Werttheorie, die in der aufgewandten Arbeit den alleinigen Maßstab des Wertes sieht. Hier erringt er einen leichten Sieg, denn die letztere Theorie ist tatsächlich unhaltbar. Was er mit diesem Beispiel beweist, ist zweierlei: erstens, daß die Arbeit von verschiedener Produktivität sein kann, was wir ihm gern zugestehen wollen, und zweitens beweist er, allerdings wider Wissen und Willen, daß wir einen Unterschied zwischen „Arbeiten“ und „Produzieren“ machen müssen.

[1]) Brentano, a. a. O., S. 10.
[2]) Ders., a. a. O., S. 10.
[3]) Ders., a. a. O., S. 11.

5. Ebensowenig gelingt es ihm, uns mit einem letzten, seiner Meinung nach besonders deutlichen Beispiel zu überzeugen. Er berichtet uns das Schicksal der kaiserlichen Tabakmanufaktur[1]) in Straßburg, mit deren Zigarren Bismarck, als er das Tabakmonopol in Deutschland einführen wollte, die Rentabilität der Konkurrenz vermindern wollte, um später geringere Entschädigungssummen zahlen zu müssen. Die darauf eingeleitete Gegenagitation machte aber die Straßburger Zigarren wertlos. Brentano sagt nun: Die kaiserliche Tabakmanufaktur hat zweifellos Zigarren produziert, aber ebenso zweifellos keine Werte hervorgebracht, denn kein Mensch kaufte die Straßburger Zigarren, und sie mußten größtenteils verbrannt werden.

Damit ist aber noch nicht das geringste bewiesen: entweder, wir bezweifeln die Behauptung, daß die kaiserliche Manufaktur keine Werte geschaffen hat und sagen, daß sie nur geringere oder gar keine Preise erzielt habe, dann wäre das ganze bloß noch eine Preisfrage und keine Wertfrage mehr. Oder aber, was wohl das richtigere ist, wir geben zu, daß die Manufaktur keine Werte hervorgebracht hat; nun, dann befinden wir uns in vollem Einklang mit unserer bisherigen, als richtig anerkannten Theorie, wenn wir sagen: die Tabakfabrik in Straßburg hat nur Güter geschaffen, aber keine Werte, also hat sie nicht produziert[2]). Daß hier der Sprachgebrauch des alltäglichen Lebens von dem der Wissenschaft abweicht, soll gern zugegeben werden; dies ist aber leider häufig der Fall, ich erinnere nur an „Kapital“ und „Rente“.

Nachdem Brentano so nach seiner Ansicht bewiesen hat, daß produzieren gleich Formverändern ist, fährt er fort[3]): Es ist natürlich zu erstreben, daß die Produktion auch wirtschaftlich produktiv sei (nebenbei bemerkt eine Ausdrucksweise, die zu vielen Verwechslungen Anlaß geben kann), und zwar ist es die Aufgabe des Produzierenden, des Unternehmers, die Verhältnisse, die maßgebend für die Bewertung der Produkte sind, vorauszusehen. Derjenige, der dies voraussieht, ist der menschliche Geist, er ist also der einzige Produktionsfaktor, während Arbeit, Natur, Kapital, Staat usw. bloß Produktionselemente sind. Ob wir die letzteren produktiven Kräfte nun Faktoren oder

---

[1]) Brentano, a. a. O., S. 11.

[2]) Vgl. damit Conrad, Polit. Ökon., I, 136—137: „Der Arbeiter kann seine Aufgabe vollkommen erfüllt und seinen Lohn verdient haben, war sie vom Unternehmer in eine falsche Richtung geleitet, so blieb sie unproduktiv“.

[3]) Brentano, a. a. O., S. 14.

Elemente nennen, ist gleichgültig, wir können unser Hauptaugenmerk also gleich auf den „voraussehenden Geist“ richten. Was ist dieser menschliche Geist? Wie kommt er dazu, die Verhältnisse richtig vorauszusehen? Um im wirtschaftlichen Leben einen richtigen Blick zu haben, muß man es eingehend studiert haben und tagtäglich weiter studieren, ein Teil des Brentanoschen „Geistes“ besteht also in geistiger Arbeit. Ferner wenn wir uns einen Australneger vornehmen, er kann studieren soviel wie irgend möglich, er wird nie einen voraussehenden Geist bekommen; mit anderen Worten, dieser Geist hat eine hohe Kultur zur Voraussetzung. Da aber, wie Adam Smith treffend auseinander gesetzt hat, eine Kultur nur durch Zusammenwirken von Natur, Kapital und Arbeit erworben werden kann, so ist auch der Geist, der sich aus dieser Kultur entwickelt hat, nur ein Produkt der Produktionsfaktoren. zwar ein höchst produktives, vielleicht, und in diesem Sinne hat Brentano wohl recht, das produktivste, aber doch nur ein Produkt. Er ist also, falls wir es nicht überhaupt vorziehen, seine Tätigkeit ganz als Arbeit anzusehen, nur ein Teil des Kapitals, das in unserem Wirtschaftsleben tätig ist. Ausschlaggebend ist für uns natürlich nicht die Tatsache, daß er ein Produkt ist; das ist ja auch bei dem Produktionsfaktor Kapital der Fall, sondern daß er, falls man seine Tätigkeit nicht als eine besondere Art der Arbeit ansieht, restlos in dem Begriff „Kapital“ aufgeht.

So wertvoll also Brentanos Anregungen sind, und so sehr wir ihm auch für die neuen Gesichtspunkte, die er uns in ihnen gebracht hat, dankbar sein müssen, die Grundlagen unserer Lehre sind durch sie n i c h t berührt worden. Theoretisch ist die überragende Produktionsbedeutung des Geistes als des einzigen Produktionsfaktors nicht haltbar, so wenig wir natürlich seinen praktischen Einfluß auf unser Wirtschaftsleben irgendwie verkennen wollen.

Abgesehen von Brentano und Sombart sind sich die heutigen Nationalökonomen mithin in der Theorie der Produktionsfaktoren so ziemlich einig, und es sind nur Fragen zweiter Ordnung, die hier und da noch eine kleine Diskussion hervorrufen, so die oben erwähnte Scheidung in technische und wirtschaftliche Produktionsfaktoren, oder der Zweifel, ob man den Staat als Kapital auffassen soll [1]) oder nicht und ähnliches mehr. Wir wollen daher nur diese letztere, wohl wichtigste Frage einer Erwägung unterziehen, und uns auch hier ganz kurz fassen, da das Wesentliche hierüber schon in anderem Zusammen-

[1]) Wagner, Theoretische Sozialökonomik, Leipzig 1907, I, 138.

hange gesagt worden ist. Es ist selbstverständlich, daß auch wir den Begriff des Kapitals nicht engherzig auffassen wollen, aber wir werden uns auch sicher nicht einer Kleinlichkeit schuldig machen, wenn wir uns einmal genauer fragen, was denn der Staat ist. Wir werden uns dann der Überzeugung nicht verschließen können, daß der Staat überhaupt nichts Konkretes ist, also keinesfalls ein besonders geartetes Kapital sein kann, das als Produkt der anderen Produktionsfaktoren stets eine greifbare Form haben muß. Andererseits können wir den Staat auch nicht als selbständig produzierend auffassen. Er ist nur geeignet, die vorhandenen produktiven Kräfte eines Landes zu vollerer Entfaltung zu bringen und dadurch indirekt zur Produktion beizutragen. Wir können also auf das schon oben über die indirekte Produktion Gesagte (S. 18) hinweisen und wollen hier nur kurz unsere Ansicht dahin aussprechen, daß wir den Staat demnach als einen sekundären Produktionsfaktor im Sinne J. St. Mills ansehen möchten.

Auch die Versuche, den wissenschaftlichen Sprachgebrauch dem in der Praxis herrschenden anzupassen, dürften hierher zu zählen sein. Den bedeutsamsten vielleicht hat van der Borght mit dem Vorschlage unternommen [1]), den Begriff Kapital, der die Hauptverwirrung mit sich gebracht hat, gänzlich auszuschalten, das bisher sogenannte umlaufende Kapital dem Produktionsfaktor Natur zuzuschlagen, das „stehende Kapital" aber als selbständigen dritten Produktionsfaktor unter dem Namen „Produktionsanlagen und Produktionswerkzeuge" beizubehalten. Ob hiermit die Verwirrung beseitigt ist, will uns fraglich erscheinen, da ja jedes Ding je nach seiner Verwendung stehendes und umlaufendes Kapital sein kann, es nach van der Borght also je nachdem bald der Natur, bald jenem anderen dritten Produktionsfaktor zuzuschlagen wäre, was sicher noch größere Unzuträglichkeiten im Gefolge hat, als die an und für sich allerdings recht beklagenswerte Verschiedenheit im Sprachgebrauch von Wissenschaft und Praxis.

Und so ließen sich noch mancherlei kleine Abänderungsversuche der Theorie der Produktionsfaktoren bei den modernen Schriftstellern finden. Aber all diese unbedeutenden Verschiedenheiten, die nur Einzelheiten, nicht aber die Grundlage der Theorie berühren, sind nicht mehr ausreichend, um einen lebhafteren Meinungsaustausch zwischen ihren Autoren hervorzurufen, und so können wir mit einem

---

[1]) Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. F., 26. Bd., S. 604 ff.

gewissen Rechte, ohne uns allerdings auf das unsichere Gebiet der Prophezeihungen begeben zu wollen, die Behauptung aussprechen, daß die Lehre von den wertschaffenden Kräften unseres Wirtschaftslebens mit der Gegenwart ihren Abschluß gefunden zu haben scheint. Sie nahm ihren Anfang bei den Physiokraten, die nur die Natur und die menschliche Arbeit als produktiv ansahen. Adam Smith fügte dann diesen beiden das Kapital als dritten Produktionsfaktor hinzu und diese hiermit in ihren Grundzügen festgelegte Drei-Produktionsfaktorenlehre erhielt von den Epigonen des Adam Smith, von Ricardo bis J. St. Mill, ihre Abrundung und namentlich in den sogenannten sekundären Produktionsfaktoren Mills ihre notwendige Ergänzung. Die nun folgende Zeit bis zur Gegenwart wurde durch Angriffe auf dies System ausgefüllt, die zuerst von einzelnen bedeutenden nationalökonomischen Denkern ausgingen, unter denen wir Sismondis und Fr. Lists als der originellsten Erwähnung taten, während im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts eine ganze Schule, die sozialistische, sich ihre Bekämpfung zum Ziele setzte, aber ebensowenig wie jene den Sieg erringen konnte. Wir gedachten dann noch Brentanos, des bedeutendsten und geistvollsten Gegners der Smithschen Produktionstheorie in der Gegenwart, um zu dem Ergebnis zu kommen, daß diese auch für unsere so veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse Geltung behalten müsse, und konnten feststellen, daß wir uns mit diesem Urteil in Übereinstimmung mit der jetzt vorwiegend herrschenden Meinung befinden. Und wenn es auch heute, wie leicht erklärlich, fast ausschließlich praktische Probleme sind, die unsere Nationalökonomen beschäftigen, so ist es vielleicht gerade darum nicht ohne Interesse gewesen, auf ein uns in einer abgeschlossenen Entwicklung vorliegendes theoretisches Problem einen kurzen, umfassenden Rückblick geworfen zu haben.

Lebenslauf.

Ich, Johannes Müller, evangelischen Bekenntnisses, wurde am 22. November 1889 zu Königsberg i. Pr. als Sohn des verstorbenen Universitätsprofessors August Müller geboren. Nachdem ich von 1895 bis 1898 die Gymnasialvorschule, 1898—1902 das Stadtgymnasium zu Halle a. S., 1902—1908 die Königliche Landesschule Pforta besucht hatte, erwarb ich daselbst Ostern 1908 das Zeugnis der Reife. Sodann studierte ich in Halle a. S., und zwar im ersten Semester Mathematik, Naturwissenschaften und Volkswirtschaft, wandte mich dann aber endgültig den Staatswissenschaften in Verbindung mit Geographie und Jurisprudenz zu.

Meine akademischen Lehrer waren die Herren Professoren und Dozenten:

von Blume, Brodnitz, Conrad, † Ebbinghaus, Finger, Gehrig, Goldschmidt, Hasenclever, Krahmer, Krueger, Lastig, Loening, Menzer, † Noll, Philippson, Raape, Rehme, Schwartz, Sommerlad, Stammler, Steinbrück, Uphues, Wangerin, Wohltmann, Wolff.

An Seminarsitzungen und Übungen nahm ich teil bei den Herren Professoren und Dozenten:

von Blume, Brodnitz, Conrad, Gehrig, Philippson, Stammler, Wolff.

Ihnen allen, insbesondere Herrn Dr. Gehrig und Dr. Wolff bin ich großen Dank schuldig. Zu besonderem Danke fühle ich mich Herrn Prof. Philippson, dessen Exkursionen eine sehr wertvolle praktische Ergänzung meiner theoretischen Studien waren, und vor allem Herrn Geheimrat Prof. Dr. Conrad verpflichtet, dem ich reiche Förderung meines Studiums und auch die Anregung zu dieser Arbeit verdanke.

G. Pätz'sche Buchdr. Lippert & Co. G. m. b. H., Naumburg a. d. S.